


D 20720 E



DER STERN

März 1981 · 107. Jahrgang · Nummer 3





DER STERN

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

März 1981
107. Jahrgang
Nummer 3

Der Stern: Übersetzungsabteilung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Im Rosengarten 25b, D-6368 Bad Vilbel, Telefon 06193/64017 und 64018.

Nachrichtenredaktion: Holger G. Nickel, Im Rosengarten 25 b, D-6368 Bad Vilbel, Telefon 06193/64056.

INHALT

FÜR KINDER

Jahresabonnement:
DM 21,60 an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Postscheckkonto Frankfurt 251583-603.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,— an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50.

Printed in the Federal Republic of Germany

PBMA 0551 GE

Umschlagseite: Fotos von Don Marshall

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

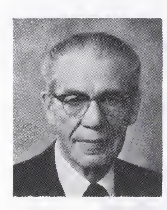
Was ich zu sagen habe, richtet sich an alle, die gegenwärtig in der Kirche eine Führungsposition innehaben oder irgendwann einmal eine solche Position übernehmen werden, und an alle, die ihren Führern folgen wollen.

Als Mitglied der Kirche muß ein jeder von uns erkennen, daß er selbst mit dafür

Gottes Kinder unterrichten

N. Eldon Tanner
Erster Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft





N. Eldon Tanner

verantwortlich ist, das Reich Gottes, also seine Kirche auf der Erde, vorwärtszubringen. Dabei sind einige grundlegende Punkte zu beachten, wenn man seiner Verantwortung auf die rechte Weise nachkommen will.

Zunächst einmal muß man erkennen, daß wir alle Gottes Geistkinder sind; und wer wir sind und warum wir hier sind, läßt sich meiner Meinung nach am besten mit dem bekannten Lied „Ich bin ein Kind des Herrn" sagen:

Ich bin ein Kind des Herrn,
Der mich zur Welt geschickt
Und dort mit einem ird'schen Heim
Und Eltern mich beglückt.

Ich bin ein Kind des Herrn
Und hab' ein hohes Ziel.
Bevor verronnen ist die Zeit,
Muß ich noch lernen viel.

Ich bin ein Kind des Herrn.
Viel Segen wartet mein.
Wenn ich nur immer folgsam bin,
Geh' ich zum Himmel ein.
Führ mich, leit mich und begleit mich
Durch die Prüfungszeit.
Lehr mich alles, was ich brauch',
Zur ew'gen Seligkeit.
(Sing mit mir, B-76).

Es ist wunderbar, daß man aktiv Mitglied in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage sein darf, die einem Propheten untersteht, mit der Erkenntnis, man tut das, was der Vater im Himmel will. Ich weiß und bezeuge: Präsident Spencer W. Kimball ist ein Prophet Gottes und vertritt heute auf der Erde die Belange seiner Kirche.

Meiner Meinung nach kann man zu nichts Bedeutenderem berufen werden als dazu, Lehrer in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage zu sein. Und irgendwie sind wir alle Lehrer, ob wir dazu berufen und eingesetzt sind oder nicht. Der Erretter selbst gilt als der bedeutendste aller Lehrer. Bemühen wir uns doch, in jeder Hinsicht ihm und seinem Beispiel nachzueifern.

Es ergreift mich immer, wenn ich daran denke, wie er die Menschen auf dem amerikanischen Kontinent besucht hat. Die Geschichte, weitere Begebenheiten aus seinem Leben und seine Gleichnisse vermitteln einem dies wohl am besten: Jesus Christus lebt wirklich, er ist an einem interessiert und liebt einen, und er möchte, daß man das Rechte tut, damit man glücklich sein kann.

Gewiß kann man Kindern — und in den Augen des Vaters im Himmel sind wir doch alle Kinder — kaum nachdrücklicher bewußt machen, wie sehr Jesus Christus sie liebt und an ihnen interessiert ist, als wenn man liest, was die Schrift über seinen Besuch in Amerika berichtet.

„Dann gebot er ihnen, ihre kleinen Kinder zu bringen.

Und sie brachten ihre kleinen Kinder und setzten sie rund um ihn auf die Erde, und Jesus stand in ihrer Mitte; und die Menge machte Platz, bis alle Kinder zu ihm gebracht worden waren.

Und nachdem man alle zu Jesus ge-

bracht hatte und er in ihrer Mitte stand, gebot er der Menge, sich auf die Erde zu knien.

Und als sich alle zur Erde niedergekniet hatten, seufzte Jesus innerlich und sprach: Vater, ich bin wegen der Bosheit des Volkes vom Hause Israel betrübt.

Und nachdem er dies gesagt hatte, ließ auch er sich auf die Knie nieder, und siehe, er betete zum Vater, und was er betete, kann nicht geschrieben werden, und das Volk, das ihn hörte, bezeugte es.

Und sie gaben Zeugnis: So große und wunderbare Dinge, wie wir sie sahen und Jesus zum Vater reden hörten, hat kein Auge je gesehen und kein Ohr je gehört.

Und keine Zunge kann sie aussprechen, und kein Mensch kann sie schreiben, auch kann das Menschenherz so große und wunderbare Dinge nicht begreifen, wie wir sie sahen und Jesus reden hörten; und niemand kann die Freude erfassen, die unsere Seele zu der Zeit erfüllte, als wir ihn für uns zum Vater beten hörten.

Als Jesus aufgehört hatte, zum Vater zu beten, erhob er sich; aber die Freude der Menge war so groß, daß sie überwältigt wurde.

Und Jesus redete zu ihnen und forderte sie auf, sich zu erheben.

Sie erhoben sich von der Erde, und er sagte zu ihnen: Gesegnet seid ihr wegen eures Glaubens. Seht, nun ist meine Freude voll.

Und als er diese Worte gesagt hatte, weinte er, und die Menge bezeugte es, und



er nahm ihre kleinen Kinder, eines nach dem andern, und segnete sie und betete für sie zum Vater.

Und nachdem er das getan hatte, weinte er wieder;

und er redete zur Volksmenge und sagte: Seht eure Kleinen!

Als sie hinblickten und schauten, richteten sie ihre Augen gen Himmel und sahen den Himmel offen und Engel herniedersteigen wie mitten im Feuer, und sie stiegen hernieder und umringten jene Kleinen, die von Feuer umgeben waren; und die Engel dienten ihnen" (3. Nephi 17:11–24).

Kann man sich überhaupt etwas Lieberes vorstellen? Diese Begebenheit lehrt uns: Der Vater im Himmel liebt uns, und Engel wachen über uns. Auch erfahren wir, wir können zu einem liebenden Vater im Himmel beten, und er erhört uns. Mit am wirkungsvollsten kann man Denken und Leben seiner Kinder beeinflussen, indem man ihnen stets gute Gedanken in Form von schönen Erzählungen und Bildern und von Idealen vermittelt.

Wir haben es als Mitglieder der Kirche so gut — wir erkennen und können ohne jeden Zweifel Zeugnis davon geben: Gott lebt, Jesus ist der Messias, und sie sind persönlich an uns interessiert, und wir haben das wahre und immerwährende Evangelium. Leben wir doch jeden Tag so, daß die anderen erkennen: Wir haben dieses Zeugnis, wir zweifeln nicht; wir lieben den Herrn, unseren Gott, von ganzem Herzen, mit aller Macht, mit allem Sinn und aller Kraft; und wir sind bereit, ihm in allem zu dienen. Er hat selbst gesagt:

„Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, gleich wie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe" (Johannes 15:10).

Ich habe in meinem eigenen Leben so manches Mal festgestellt, wie wahr die Ermahnung und Verheißung ist, die der Erretter folgendermaßen ausspricht:

„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen" (Matthäus 6:33).

Man läßt sich heute so leicht dazu bringen, daß man sich mehr für weltliche Angelegenheiten und weltliche Freuden interessiert, als daß man gewissenhaft zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten würde. Deshalb muß man stets auf der Hut sein und daran denken, daß man durch sein eigenes Beispiel wirksamer unterrichtet als durch Vorschriften. Vergessen wir nie den alten Grundsatz: „Was du tust, spricht so laut, daß ich nicht hören kann, was du sagst."

Wir würden in einer großartigen Welt leben, wenn die Führer in jeder Organisation so leben würden, daß sie mit Recht wie der Erretter sagen könnten: „Komm, folge mir nach", und dabei wüßten, daß die Kinder des Vaters auf wahren und rechtschaffenen Wegen geführt werden.

Ich bin noch immer tief berührt von dem folgenden Vers, den ich schon vor vielen Jahren gelernt habe:

Ich bin das Kind,

Du hältst mein Schicksal in der Hand.

Du bestimmst in hohem Maß, ob ich erfolgreich sein oder versagen werde.

Ich bitte dich: Lehre mich das, was mich glücklich macht.

Ich flehe dich an: Bilde mich so, daß ich der Welt ein Segen sein kann.

Wenn wir so leben und so unterrichten können, daß wir durch unser Wort und Beispiel anderen helfen können, die Welt lebenswerter zu machen, dann erfüllen wir schon einen Teil unserer Verpflichtung gegenüber dem Vater im Himmel. Mögen wir uns alle entschließen, das zu tun.

„Er wird dir ein ständiger Begleiter sein"

Was für Segnungen des Heiligen Geistes sind einem verheißen?

Spencer J. Condie

Der Erretter hat, als sein irdischer Dienst sich dem Ende zuneigte, seine Apostel allmählich darauf vorbereitet, daß er sie bald verlassen mußte. Er hat ihnen aber versichert: „Und ich will den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Tröster geben, daß er bei euch sei ewiglich" (Johannes 14:16).

„Wenn ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch. Wenn ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden" (Johannes 16:7).



Der Herr hat damals zwar zu den Aposteln der Urkirche gesprochen, doch erstreckt sich seine Verheißung auf jedes Mitglied der Kirche. Wenn man würdig ist, kann der Heilige Geist bei Eltern und Kindern, bei Heimlehrern und Besuchslehrerinnen genauso bleiben wie bei Aposteln und Propheten.

In den ergreifenden Ausführungen über den Tröster, die der Lieblingsjünger Johannes so ausdrucksvoll festgehalten hat, erklärt der Herr eingehend, wie der Heilige Geist unser tägliches Leben beeinflussen kann. Die folgenden wahren Begebenheiten schildern diesen Einfluß.

„Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen" (Johannes 14:18).

Schwermut lag auf der Trauergemeinde. Der Gottesdienst für die junge Mutter, die im Kindbett gestorben war, ging zu Ende. Die Reden waren sehr feierlich gewesen, doch viele Anwesende empfanden an diesem Tag eine gewisse Bitterkeit. Wie konnte ein liebender Vater im Himmel zulassen, daß eine junge Mutter so hinweggenommen wurde und vier kleine Kinder zurücklassen mußte, für die der kummerbeladene Vater jetzt allein sorgen mußte?

Als der offizielle Teil vorbei war, erhob sich der junge Vater ganz ruhig und trat an das Sprechpult. „Ich spüre euren Kummer und eure Anteilnahme", sagte er. „Ich möchte euch aber etwas erzählen, um euch zu trösten. In der ersten Stunde, nachdem meine Frau gestorben war, wußte ich nicht, wie ich es ertragen, wie ich überhaupt ohne sie weiterleben sollte. Doch dann hat mich ein inniger Friede erfüllt, und seitdem bin ich gewiß, daß alles in Ordnung gehen wird. Macht euch keine Sorgen um uns, es wird alles gut werden."

Der gleiche Trost durchdrang auch die Trauergemeinde, und jeder ging getröstet nach Hause.

„Er wird der Welt die Augen auftun über die Sünde" (Johannes 16:8).

In seiner großartigen Abschiedsrede hat König Benjamin den Heiligen erklärt, daß man, um den natürlichen Menschen zu überwinden, „auf die Eingebungen des Heiligen Geistes" hören muß (Mosiah 3:19). Und im Hinblick darauf, daß der Heilige Geist sich sehr mit uns abmüht, um uns zu helfen, daß wir unsere Sünden überwinden, hat Alma seine Brüder auch ermahnt, „nicht mehr wider den Heiligen Geist zu streiten" (Alma 34:38).

Das Folgende ist die wahre Geschichte von einem Geschäftsmann mittleren Alters, der sehr lebhaft gespürt hat, wie ihm der Heilige Geist eingegeben hat, er solle Gutes tun.

Bruder Meier (der Name ist erfunden) rauchte schon seit zwanzig Jahren und konnte einfach nicht davon loskommen. Er wäre gern in der Kirche aktiv gewesen, doch irgendwie stellte seine Sucht eine scheinbar unüberwindliche Schranke zwischen ihm und dem Herrn und der Aktivität in der Kirche dar.

An einem stürmischen Wintertag saß er im Büro. Es widerte ihn an, daß er sich ständig eine Zigarette nach der anderen anzünden mußte. Auf einmal spürte er einen leichten Rippenstoß, der ihn veranlaßte, seine Arbeit liegenzulassen und seinen Angestellten zu sagen, er gehe für den Rest des Tages fort. Obwohl es draußen fror und viel Schnee gefallen war, wanderte er zu einer einsamen Gebirgsschlucht. Er war nur darauf bedacht, für sich allein den Herrn zu suchen, um ihm sein Herz auszuschütten, und so wanderte er, bis er hüfttief im Schnee steckte und nicht weitergehen konnte.

Jetzt wandte er sich aus tiefstem Herzen an den Herrn. Er flehte ihn an, er möge ihm Kraft geben, damit er sich von der tückischen Macht befreien könne, die das Nikotin auf ihn ausübte. Nach mächtigem Beten erhob er sich als neuer Mensch.

Die Ketten waren gesprengt. Er hatte nach der Wahrheit getrachtet, und die Wahrheit hatte ihn frei gemacht. Sechs Monate später wurde er als Bischof seiner Gemeinde berufen, und er diente treu und gut.

„Manche von Gottes erwählten Knechten — nämlich Henoch, Mose und Elija — waren langsam im Reden. Eine starke Ausstrahlung und Beredtsamkeit sind wohl wünschenswert, wenn man das Evangelium predigt, doch entspringt die Bekehrung dem Heiligen Geist und nicht der Satzstruktur.“

„Er wird euch an alles erinnern . . .“ (Johannes 14:26).

Der angehende Universitätsprofessor hatte sich durch all die Jahre hindurchgekämpft, in denen er auf seine Promotion an einer der führenden Universitäten des Landes hinarbeitete. Er hatte sich gewissenhaft auf die letzten mündlichen Prüfungen vorbereitet. Zusammen mit seiner Frau hatte er mehrere Tage lang intensiv gefastet und gebetet und darum gefleht, der Geist des Herrn möge ihm in der bevorstehenden Prüfung beistehen.

In der Nacht vor der mündlichen Verteidigung seiner Dissertation wälzte sich der junge Mann im Bett hin und her und konnte nicht einschlafen. Dann, als er sich allmählich entspannte, sah er vor seinem geistigen Auge die Fragen, die ihm am nächsten Morgen gestellt werden sollten. Und er fing an, sich im Geist schon die Antworten zurechtzulegen.

Am nächsten Morgen erschien er zur festgesetzten Stunde zur Prüfung. Er wurde angenehm überrascht: Die erste Frage, die ihm das Prüfungskomitee vorlegte, war ihm auch am Abend vorher als erste in den Sinn gekommen. Und im Laufe der Prüfung wurden ihm die Fragen in genau derselben Reihenfolge gestellt wie nachts zuvor. Es erübrigt sich, zu sagen, daß er die Prüfung auf eindrucksvolle Weise absolvierte. Jetzt hat er Leben und Beruf dem Dienst am Herrn geweiht.

Der Heilige Geist trägt den Menschenkindern das Evangelium ins Herz (s. 2. Nephi 33:1).

Der stattliche junge Amerikaner war erst seit wenigen Wochen in der Tschechoslowakei. Ohne vorherige sprachliche Ausbildung war er hervorgekommen, um den Tschechen in ihrer Sprache das Evangelium zu predigen. Jetzt mußte er zum ersten Mal vor einer Gruppe von Heiligen und interessierten Untersuchern predigen. Sein erfahrener Mitarbeiter hatte sich eifrig bemüht, ihm beim Abfassen seiner Rede zu helfen, und hatte ihm auch phonetische Anweisungen gegeben, damit er diese äußerst schwierige Sprache auch aussprechen konnte. Jetzt mußte er sich allein vor die Gemeinde stellen.

Die Stunde der Wahrheit war da, und der Mitarbeiter litt stumm, während sein

junger Amtsbruder nach und nach jede Grammatikregel der tschechischen Sprache verletzte. Es war allerdings nicht alles verloren, seine Aussprache war nämlich so grauenhaft, daß ihn sowieso kaum jemand verstand.

Nach der Versammlung war der junge Älteste einigermaßen verlegen und enttäuscht, bis eine mütterlich wirkende Untersucherin auf ihn zutrat. Ihr liefen Tränen über die Wangen, und mit zitternder Stimme sagte sie ihm (durch einen Dolmetscher): „Ich habe gespürt, daß alles, was Sie gesagt haben, wahr ist. Ich möchte mich gern taufen lassen." Im Buch Mormon steht die Verheißung: „Wenn ein Mann durch die Macht des Heiligen Geistes spricht, dann trägt diese Macht es ins Herz der Menschenkinder" (2. Nephi 33:1).

Manche von Gottes erwählten Knechten — nämlich Henoch, Mose und Elija — waren langsam im Reden. Eine starke Ausstrahlung und Beredtsamkeit sind wohl wünschenswert, wenn man das Evangelium predigt, doch entspringt die Bekehrung dem Heiligen Geist und nicht der Satzstruktur.

„Der Tröster wird euch alles lehren" (Johannes 14:26).

Die beiden jungen Leute sahen einander beunruhigt an, als die vier würdig aussehenden Männer ihre Wohnung betraten und sich auf das Sofa setzten. Die Mutter wiegte sanft die zwei Monate alten Zwillinge, und die beiden anderen Kinder, die drei beziehungsweise fünf Jahre alt waren, starrten die Männer mit dem ernsten Gesichtsausdruck neugierig an.

Jetzt sprach der Pfahlpräsident: „Schwester, wie wäre Ihnen zumute, wenn wir Ihnen heute sagen würden, daß der Herr Ihren Mann berufen hat, Bischof einer brandneuen Gemeinde Zions zu werden?"

Sie blickte ihre vier kleinen Kinder an und sah im Geist die Verantwortung vor sich, die auf sie zukam, wenn ihr Mann die Obliegenheiten eines Bischofs erfüllen mußte. Ohne zu zögern erwiderte sie:

Er flehte den Herrn an, er möge ihm Kraft geben, damit er sich von der tückischen Macht befreien könne, die das Nikotin auf ihn ausübte. Nach mächtigem Beten erhob er sich als neuer Mensch.

„Wenn der Herr es so will, werde ich meinen Mann unterstützen, so gut ich nur kann."

Ihr Mann hatte schon damit gerechnet, daß irgendwann einmal eine solche Berufung auf ihn zukommen würde — vielleicht wenn er vierzig, fünfzig war und sich hinreichend dafür bereitgemacht hatte. Doch jetzt war er kaum dreißig. Zwar hatte ihm der Geist vor ein paar Tagen eingegeben, daß die Berufung erfolgen würde, doch fühlte er sich völlig unzulänglich und überwältigt.

Er brachte mehrere schlaflose Nächte damit zu, über die Bedeutung seiner Berufung nachzudenken. Wie organisiert man eine neue Gemeinde? Wie konnte er sicher sein, wen der Herr als seine Ratgeber, als Beamtinnen und Lehrerinnen der FHV, als Heimlehrer, Sonntagsschullehrer, Gemeinde-Musikbeauftragte oder als Redakteur der Gemeindezeitung haben

wollte? Er konnte das beunruhigende, leere Gefühl nicht abschütteln.

Dann kamen ein paar Tage später alle Bischöfe im Pfahl mit der Pfahlpräsidentschaft zusammen. Ältere, erfahrene Bischöfe gaben Ratschläge und Empfehlungen weiter. Der junge Bischof bekam Handbücher mit Anweisungen, ein Bischofsschulungsbuch, Priestertumsnachrichten und weitere nützliche Unterlagen. Die Pfahlpräsidentschaft wußte Rat, die Brüder hatten in verschiedenen Ämtern in der Kirche reiche Erfahrungen gesammelt. Und die Brüder knieten alle gemeinsam zum Beten nieder und erflehten den Geist des Herrn, damit er sie in ihrer Treuhandschaft als Richter in Israel führen konnte.

Später konnte der Bischof sich daran erinnern, daß er an diesem Tag bei der Heimfahrt die Gegenwart des Geistes stark verspürt hatte. So wie es einem in den Gliedern prickelt, wenn man zu lange in einer unbequemen Position gesessen hat und das Blut plötzlich in die Hand oder in den Fuß schießt, der eingeschlafen ist, konnte er das Eindringen des Geistes körperlich spüren. Ihm wurden Vertrauen und Trost zuteil. Jetzt widmete er sich voll Eifer einer guten Sache.

In den darauffolgenden Jahren wurde dem Bischof die Begleitung des Heiligen Geistes immer wieder zuteil, während er Hunderte von Entscheidungen in bezug auf das Wohlergehen der Heiligen in seiner Gemeinde traf. Außerdem lernte er etwas sehr Wichtiges, nämlich „daß die Rechte des Priestertums unzertrennlich mit den Mächten des Himmels verbunden sind und daß diese nur nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit beherrscht und gebraucht werden können“ (LuB 121:36).

Das ist ein Schlüssel zum Empfangen des Heiligen Geistes und der Macht des göttlichen Priestertums. Es heißt aber auch: „Daß sie uns übertragen werden können, ist wahr; wenn wir aber versuchen, unsere Sünden zuzudecken oder nur im geringsten ungerechten Einfluß, Zwang oder Herrschaft über die Seelen der Menschenkinder auszuüben, siehe, dann entziehen sich die Himmel, der Geist des Herrn ist betrübt“ (LuB 121:37).

Wie bewahrt man sich den Einfluß des Heiligen Geistes?

In Offenbarung aus unserer Zeit sagt der Herr, was man tun muß, um sich die Gabe des Heiligen Geistes zu bewahren, so daß der Heilige Geist ständig bei einem bleiben kann:

„Laß dein Inneres erfüllt sein von Liebe zu allen Menschen und zum Haushalt des Glaubens, und laß Tugend unablässig deine Gedanken schmücken. Dann wird dein Vertrauen in der Gegenwart Gottes stark werden, und die Lehre des Priestertums wird auf deine Seele fallen wie der Tau des Himmels.

Der Heilige Geist wird dein ständiger Begleiter sein, und dein Zepter ein unwandelbares Zepter von Gerechtigkeit und Wahrheit und deine Herrschaft eine unvergängliche, und sie soll dir ohne Zwang für immer und ewig zukommen“ (LuB 121:45f.).

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.



Larry Hiller
ist Bischof der 9. Gemeinde Taylorsville im Pfahl Utah Central Taylorsville und geschäftsführender Redakteur von „International Magazines“.

Wann soll ich nicht vom Abendmahl nehmen?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns zuerst mit einigen wichtigen Wahrheiten vertraut machen. Sünde ist die schwerste Bürde, die ein Mensch im Leben tragen kann. Und sich dieser Bürde zu entledigen, indem man die notwendigen Schritte zur Umkehr unternimmt, ist eines der befriedigendsten und erfreulichsten Erlebnisse, die einem zuteil werden können. Wenn nicht der Erretter und sein Sühnopfer gewesen wären, so müßten wir die Last der Sünde nicht nur in diesem Leben, sondern auch in alle Ewigkeit weiter tragen. Wir würden aus der Gegenwart Gottes ausgeschlossen und dem Teufel untertan.

Worte können die große Bedeutung des Sühnopfers in unserem Leben nur unzulänglich wiedergeben. Der Herr hat uns jedoch eine Verordnung gegeben, um uns unablässig an das Sühnopfer zu erinnern und uns zu helfen, daß wir es mehr schätzenlernen.

Weil Jesus gestorben und auferstanden ist, wird jeder, der je auf Erden gelebt hat, eines Tages auferstehen. Das Sühnopfer für die Sünde erstreckt sich jedoch nur auf diejenigen, die Jesus Christus anerkennen, von ihren Sünden umkehren und auf die rechte

Weise und mit der rechten Vollmacht getauft werden. Vergebung unserer Sünden kommt durch das Sühnopfer Christi und unsere eigene Umkehr zustande. Durch die Taufe zeigen wir, daß wir ein Bündnis mit dem Herrn eingehen.

Gewöhnlich haben wir nicht die Kraft, nach der Taufe völlig sündenfrei zu bleiben. Wir müssen daher die Grundsätze des Glaubens und der Umkehr beständig weiter anwenden. Der Herr hat das Abendmahl eingesetzt, damit es uns helfe, das große Sühnopfer nicht zu vergessen, und auch, damit es uns ermögliche, daß wir uns der Bündnisse erneut verpflichten, die wir bei der Taufe geschlossen haben.

Brot und Wasser erinnern uns an den Leib und das Blut Christi. In den Abendmahlsgebeten finden wir die Bündnisse wiederholt, die wir bei der Taufe geschlossen haben. Sie lauten: (1) daß wir den Namen Jesu Christi auf uns nehmen, (2) daß wir jederzeit seiner gedenken und (3) daß wir seine Gebote halten. Der Herr verheißt uns seinerseits, daß wir immer seinen Geist bei uns haben werden.

Vor der Taufe wird von uns verlangt, daß wir von unseren Sünden umkehren, und genau dasselbe wird auch vor dem Abendmahl von uns gefordert. Im Buch Mormon heißt es: „Seht zu, daß ihr euch nicht unwürdig taufen laßt; seht zu, daß ihr nicht unwürdig vom Sakrament Christi nehmt" (Mormon 9:29).

Der Herr hat uns geboten, vollkommen zu werden, und das Abendmahl ist dabei ein wichtiger Bestandteil. Wenn wir im Lauf jeder Woche danach trachten, unsere Sünden zu überwinden und uns auf das Abendmahl am nächsten Sonntag vorzubereiten, merzen wir allmählich jede Sünde in unserem Leben aus. Unser Gewissen wird feiner, weil wir für die Eingebungen des Heiligen Geistes empfänglicher werden. Wenn wir uns also stets an den Erretter erinnern und uns bemühen, seine Gebote zu halten, haben wir den Heiligen Geist bei uns, wie es uns verheißen wurde.

Wann sollen wir dann nicht vom Abendmahl nehmen? Da das Abendmahl Teil des Vervollkommnungsprozesses ist, erwartet der Herr bestimmt nicht von uns, daß wir schon vollkommen sind, bevor wir es zu uns nehmen. Andererseits finden wir in den heiligen Schriften wiederholt die Warnung, nicht unwürdig vom Abendmahl zu nehmen. Der Herr sagte zu seinen Jüngern auf dem amerikanischen Kontinent: „Ihr sollt nicht zulassen, daß irgend jemand von meinem Fleisch und Blut wissentlich unwürdig nimmt, wenn ihr es austeilt;

denn wer von meinem Fleisch und Blut unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt Verdammnis für seine Seele" (3. Nephi 18:28, 29).

Paulus hat eine ähnliche Warnung an die Korinther ergehen lassen. Darin gibt er uns auch einen weiteren Hinweis darauf, wie wir wissen können, ob wir vom Abendmahl nehmen sollen oder nicht. Er schreibt: „Der Mensch *prüfe aber sich selbst,* und so esse er von diesem Brot und trinke von diesem Kelch" (1. Korinther 11:28).

Den Worten des Erretters an die Nephiten können wir entnehmen, daß diejenigen, die das Abendmahl austeilen, die Verantwortung dafür tragen, daß sie Unwürdige nicht am Abendmahl teilnehmen lassen. Da der Bischof der präsidierende Beamte einer Gemeinde

ist, ruht diese Verantwortung auf ihm. Jemand, der dem Bischof eine Sünde gesteht, kann also von ihm angewiesen werden, eine Zeitlang nicht das Abendmahl zu nehmen, wobei die Zeit von der Schwere der Sünde, dem Grad der Umkehr und anderen Faktoren abhängt, die nur der Bischof in Anbetracht der gegebenen Umstände feststellen kann. Wem die Gemeinschaft entzogen oder wer durch ein Kirchengericht aus der Kirche ausgeschlossen wurde, der ist automatisch auch vom Abendmahl ausgeschlossen, bis er wieder in seinen vorherigen Stand aufgenommen oder neu getauft wird.

Wie Paulus uns gesagt hat, liegt auf uns die Verantwortung, unsere Würdigkeit zu überprüfen. Wenn wir uns einer Sünde schuldig gemacht haben, deren Schwere ein Geständnis beim Bischof erfordert, sollen wir natürlich solange nicht vom Abendmahl nehmen, bis die Sache bereinigt ist." Ob jemand von seinen Sünden umkehrt, könnt ihr daran erkennen: Siehe, er bekennt sie und läßt davon" (LuB 58:43).

Wenn Sie nach dieser Selbstüberprüfung noch im Zweifel sind, ob etwas mit dem Bischof besprochen werden soll oder nicht, dann rate ich Ihnen: Gehen Sie zu Ihrem Bischof. Er kümmert sich um Sie, er rechtfertigt Ihr Vertrauen. Er kann Ihnen helfen, die Angelegenheit im rechten Licht zu sehen und zu erkennen, was Sie tun müssen, um Vergebung zu erlangen und wieder mit sich selbst im reinen zu sein.

Wie steht es nun mit etwas, was nicht unbedingt dem Bischof unterbreitet werden muß? Hier müssen wir in unser eigenes Herz blicken. Sind wir uns unserer Sünden bewußt, und versuchen wir, sie zu überwinden? Sind wir wirklich bereit, Umkehr zu üben? Ist unser Herz voll von Bitterkeit und Groll gegen andere, oder fühlen wir inneren Frieden? Leben wir rechtschaffener als in der Woche davor? Schätzen wir wirklich all das, was der Erretter für uns getan hat? Solche und ähnliche Fragen können wir uns stellen, bevor wir vom Abendmahl nehmen. Wenn uns wirklich etwas daran liegt, finden wir die Antwort im eigenen Herzen.

Wenn wir innehalten und uns fragen: „Bin ich würdig?", sind wir in gewissem Sinne denen weit voraus, die routinemäßig vom Abendmahl nehmen, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen. Und wenn wir den Mut haben, nicht vom Abendmahl zu nehmen, wenn wir uns nicht würdig fühlen, dann haben wir einen wesentlichen Schritt im Prozeß der Umkehr getan, weil uns mehr daran liegt, was der Herr von uns hält, als was die Menschen denken mögen.

„Wenn jemand *erkennt, daß er unwürdig ist,* und trotzdem *nicht Umkehr übt,* so soll er zwar die Abendmahlsversammlung besuchen, aber auch den Mut aufbringen, nicht vom Abendmahl zu nehmen. Wer sieht, daß jemand anders nicht vom Abendmahl nimmt, soll keine Gründe dafür suchen, denn wir sollen alle anerkennen, daß jeder das Recht hat, nicht vom Abendmahl zu nehmen, wenn er sich nicht würdig fühlt. Man soll weder die Abendmahlsversammlung meiden, weil man sich unwürdig fühlt, noch soll man vom Abendmahl nehmen, weil man sich dazu gezwungen fühlt, denn man soll auf keinen Fall ‚Verdammnis für seine Seele' trinken" (*Sunday School Gospel Doctrine Manual 1967/68,* S. 187).



Der Segen kam zurück

Hans-Wilhelm Kelling

Während ich vor einigen Jahren Präsident der Deutschland-Mission München war, hatte ich ein ungewöhnliches glaubensstärkendes Erlebnis. Ich hatte mich, wie ich es regelmäßig tat, mit meinen beiden Assistenten, Bruder Bryce Betteridge und Bruder Gregory Smith, zusammengesetzt. Ich wollte etwas, was ich gesagt hatte, mit Nachdruck hervorheben und nahm dabei Bezug auf ein Erlebnis, das ich zwanzig Jahre zuvor als Missionar in Trenton/New Jersey gehabt hatte. Als der Name dieser Stadt fiel, warf Bruder Smith überrascht ein, daß er in Trenton geboren sei. Er fragte mich, wann ich denn dort auf Mission gewesen wäre. Ich antwortete: „1954". Da wurde er noch aufgeregter — in diesem Jahr war er nämlich geboren. Ich fragte ihn dann über seine Familie und plötzlich wurde mir klar, daß ich im Leben dieses jungen Mannes eine wichtige Rolle gespielt hatte. Die Einzelheiten fielen mir schnell wieder ein.

Als mein Mitarbeiter und ich berufen wurden, in Trenton bei der Gründung eines Zweiges mitzuwirken, gab es dort noch nicht viele Mitglieder. Der Herr segnete uns jedoch, und wir belehrten und tauften mehrere Familien. Der Zweig begann zu wachsen.

Eines Tages kam eine gewisse Schwester Smith zu uns und bat uns um einen besonderen Segen. Sie war ein Mitglied des Zweiges, und ihr Mann war damals inaktiv. Sie war schwanger, und die Ärzte fürchteten, es könnte bei der Entwicklung und Geburt des Kindes zu Komplikationen kommen. Sie folgte dem Rat des Herrn in den heiligen Schriften, hatte großen Glauben an den Herrn und sein Priestertum und bat daher um Hilfe.

Ich trug das Ereignis in mein Missionarstagebuch ein und erinnere mich heute noch an das friedvolle Gefühl, das ich hatte, als ich die Salbung siegelte. Unter dem Einfluß des Heiligen Geistes verhieß ich Schwester Smith, daß es zu keinen Komplikationen kommen würde und daß ihr Kind gesund und kräftig zur Welt kommen und dem Herrn dienen würde.

Bald danach wurde ich versetzt, doch werde ich nie vergessen, wie ich Schwester Smith einige Monate darauf bei einer Distriktskonferenz traf. Sie legte mir einen hübschen und gesunden kleinen Jungen in die Arme. Heute noch erinnere ich mich, wie Wärme und Dankbarkeit, demütiger Stolz und die Kraft des Priestertums mein Herz durchfluteten. In mein Tagebuch schrieb ich, daß ich zwar noch nicht wußte, wie man sich als Vater fühlt, daß es jedoch ein ähnliches Gefühl sein mußte wie das, das ich an diesem Tag für den kleinen Jungen der Familie Smith empfunden hatte.

Nach meiner Mission brach die Verbindung zu den Smiths und ihrem Sohn ab. Als ich jedoch mit Bruder Smith und Betteridge in Deutschland im Missionsheim saß, fielen mir jene schönen Ereignisse wieder ein. Konnte das derselbe Junge sein, den ich 21 Jahre zuvor in den Armen gehalten hatte? Ich fragte Bruder Smith, ob ihm seine Mutter je etwas Ungewöhnliches von seiner Geburt erzählt hätte. Seine Antwort bestätigte meine Erwartungen, doch bat ich ihn, seiner Mutter zu schreiben, sie solle ihm Genaueres mitteilen. Zwei Wochen später kam die Antwort. Sie schrieb, daß ein Bruder Kelling, ein Missionar aus Deutschland, ihr tatsächlich einen Segen gegeben habe und daß die Geburt ihres Sohnes infolgedessen normal verlaufen sei.

Ich kann kaum in Worte fassen, was ich dann empfunden habe. Der Herr brachte einem demütigen Diener einen Segen zurück, den er Jahre zuvor jemand anders gegeben hatte. „Laß dein Brot über das Wasser fahren; denn du wirst es finden nach langer Zeit“ (Prediger 11:1). Jener junge Mann, dem ich zwanzig Jahre zuvor geholfen hatte, war nun dort in Deutschland und diente an meiner Seite im Weinberg des Herrn und half mir bei meiner heiligen Berufung. Durch die Priestertumsmacht des Herrn war ihm Leben gewährt worden — und mehr als das: Gesundheit, Energie und großer Glaube. All das setzte er ein, um dem Herrn zu dienen.

Meine Seele war von Freude, von Staunen und Dankbarkeit für das Wirken des Herrn erfüllt. Ich hatte nicht gewußt, daß Bruder Smith in Trenton geboren war, als ich ihn zu meinem Assistenten berufen hatte. Ich war für 200 Missionare verantwortlich und wußte natürlich nicht, wo ein jeder geboren war. Ich weiß, daß Bruder Smith aufgrund von Inspiration als mein Assistent berufen worden ist. Es war auch kein Zufall, daß er in die Deutschland-Mission München gesandt wurde. Genausowenig war es ein Zufall, daß in unserer Sitzung New Jersey erwähnt und daß Bruder Smith darauf reagiert hatte.

Und was waren die Folgen von all dem? Bruder Smiths Zeugnis vom Evangelium und von seiner Berufung wurde gestärkt. Mein eigenes Zeugnis von der Macht des Priestertums wurde gestärkt. Ich verspürte im Innersten, wie gut der Vater im Himmel zu uns ist — er hatte einen Diener gnädig und sanft und in großem Maße ermutigt und ihm Gewißheit gegeben, um ihm bei einem überaus schwierigen Auftrag zu helfen.

GEDANKEN, DIE MAN SICH DURCH DEN KOPF GEHEN LASSEN SOLLTE

Hugh W. Pinnock vom Ersten Kollegium der Siebzig

Es gibt Gedanken, die man sich durch den Kopf gehen lassen sollte und die unsere Zeit auf Erden lohnender und interessanter machen.

Was für Gedanken sind das? Ich möchte drei nennen. Der erste lautet:

Du entwickelst dich gerade jetzt zu dem, was du in Zukunft sein wirst.

Shakespeares Ophelia sagt in Hamlet: „Wir wissen, was wir sind, wissen aber nicht, was wir sein könnten."

Da das Evangelium im 17. Jahrhundert noch nicht wiederhergestellt war, wußte nicht einmal Shakespeare wirklich, was aus einem Menschen werden kann; wir aber wissen es, und dieses Wissen erweitert unser Leben um eine Dimension, die ohne das Evangelium Jesu Christi nicht begreifbar ist.

Spencer W. Kimball wurde nicht erst am 27. Dezember 1973 ein Prophet, sondern gewissermaßen bereits in seiner Jugend, weil er sich auf das Kommende vorbereitete. Wir werden heute schon durch unser Handeln, Denken und Reden erhöht.



Spencer W. Kimball und sein Mitarbeiter auf Mission, L. M. Hawkes, Juni 1915 in St. Louis/Missouri

An der Universität von Utah kannte ich eine junge Frau, Kathy McKay, eine gute Musikerin. Ihre Eltern hatten sie gelehrt, daß ihre Stellung in der Ewigkeit von ihren täglichen Handlungen abhing. Sie war allen ein Beispiel, die sie kannten. Ein Sportler aus einem anderen Bundesstaat begann sich bloß deshalb für das Evangelium Jesu Christi zu interessieren, weil er sie beobachtete und ihre Reinheit erkannte. Sie wußte, daß sie sich schon damals zu der Persönlichkeit entwickelte, die sie einmal sein würde.

Ein zweiter Gedanke, den man sich durch den Kopf gehen lassen sollte, ist der: *Heute könnte einer der wichtigsten Tage deines Lebens sein.* Vince Lombardi, einer der besten Football-Trainer aller Zeiten, trainierte seine Spieler so, daß sie in jeder Spielphase ihr Bestes geben. Er erklärte dies folgendermaßen: „In jedem Football-Spiel gibt es nur fünf, sechs Schlüsselphasen, von denen der Ausgang des Spieles abhängt; niemand weiß jedoch, wann es zu diesen Phasen kommt, und daher müssen wir in allen Spielphasen alles geben, was in uns steckt, damit die Gegner keine Punkte erreichen und damit wir selbst Punkte erreichen."

So ist es auch im Leben. Wir haben im Leben fünf, sechs Schlüsseltage, vielleicht ein paar mehr: der Tag, an dem wir uns entschließen, alles, was wir sind und was wir haben, dem Herrn, Jesus Christus, zu geben; der Tag, an dem wir den besonderen Menschen finden, dem wir die Hand für alle Ewigkeit reichen können; der Tag, an dem wir sagen: „Ja Bischof, ich werde dem Herrn dienen, wohin ich auch gesandt werde." Es gibt nicht viele solche Tage, doch müssen wir jeden Tag so gut leben wie nur möglich, damit wir, wenn ein Schlüsseltag kommt, richtig handeln. Dann erringen wir den ewigen Lohn, der uns alle erwartet, wenn wir würdig sind.

Ein dritter Gedanke, den man sich durch den Kopf gehen lassen sollte, lautet: *Wenn Du Dich einer bestimmten Sache nicht auf die richtige Weise annimmst, tut es vielleicht niemand.* Ich erinnere mich an ein Mädchen in meiner Schulzeit, das verschiedene Schwierigkeiten hatte. Sie war sehr arm und konnte sich nicht kleiden wie die anderen Schüler, und sie war unsicher und verängstigt. Doch ein Junge, der sie kannte, nahm sich die Zeit, sie zu begrüßen, wenn er sie sah. Eines Tages stand eine Geschichteprüfung bevor, und er machte ihr einen Vorschlag: „Setzen wir uns zusammen, und lernen wir gemeinsam!" Das taten sie dann auch, und das Mädchen merkte: in seinen Augen war sie als Mitmensch wertvoll.

Die Wochen kamen und vergingen. Eines Tages sagte sie jenem jungen Mann, daß er ihr das Leben gerettet hätte. „Was willst du damit sagen?" fragte er.

„Erinnerst du dich noch an den Tag unserer Geschichteprüfung?"

„Gewiß."

„Ich wollte mir an diesem Tag das Leben nehmen. Ich wußte: Ich bedeutete niemandem etwas, niemand hatte mich lieb. Die Leute machten sich über meine Kleidung lustig, über alles, was ich sagte, über mein Aussehen. Aber ich habe dir etwas bedeutet, und deshalb bin ich noch am Leben." Sie ist heute Krankenschwester und hilft anderen Menschen.

Wenn wir uns diese drei Gedanken durch den Kopf gehen lassen — daß wir zu dem werden, was wir sind, daß es „Schlüsseltage" für uns gibt und wir uns verantwortlich fühlen — und wenn wir daran glauben, wird es uns leichter fallen, das zu sagen, und zu tun, was gesagt und getan werden soll.



Ich war gerade neunzehn und erst relativ kurze Zeit als Missionar in Japan. Obwohl ich an das Evangelium glaubte und rechtschaffen sein wollte, zweifelte ich ernstlich daran, ob ich wirklich so gut sein konnte, daß der Herr Gefallen an mir fand.

Ich hatte Versuchungen wie Selbstsucht, Stolz, Unkeuschheit, Macht und Geld gesehen — die Welt kann diese Ver-

Das lieben, was Gott liebt

Dennis R. Peterson

suchungen als sehr verlockend hinstellen; und ich fühlte mich schwach. Wie konnte ich all diese menschlichen Verlangen im Zaum halten? Manchmal war mir, als seien die Gebote eine Zwangsjacke, in die man freiwillig geschlüpft war und in der einen das Evangelium in eine unnatürliche Haltung zwang, während der Satan die Nähte dieser Jacke aufzutrennen suchte.

Doch das war vor der Entdeckung, die ich machte.

So wie viele Missionserlebnisse wurde auch diese Entdeckung durch eine besondere Familie ausgelöst. Als wir das erstemal die Familie Uno besuchten, waren wir schockiert über das Verhalten des Vaters. Er beschimpfte seine Frau, und seine hübschen Knaben schreckten vor ihm mit angsterfüllten Gesichtern zurück. Doch er hörte uns zu und lud uns ein, wiederzukommen. Fünf Wochen später standen uns Tränen in den Augen, als wir einander Zeugnis vom Evangelium gaben und zusahen, wie Bruder Uno mit seinen kleinen Jungen — sie liebten ihn und er sie — tollte und lachte.

Als mein Mitarbeiter und ich an jenem Abend weggingen, verspürte ich eine innige Freude wie nie zuvor in meinem Leben — ich dachte daran, wie diese liebende Familie in Ewigkeit vereint sein würde. Zugleich empfand ich heftige Angst, wenn ich mir vorstellte, daß ich selbst nicht dabei sein und mich mit ihnen freuen könnte. Da wurde mir klar, daß auch meine größte Anstrengung, mich vor der Sünde zu hüten, vielleicht nicht ausreichen würde, und ich kniete mich an jenem Abend nieder und flehte von ganzem Herzen zum Herrn, er solle mir zeigen, wie ich rechtschaffen sein soll.

Das betete ich jeden Tag, Woche für Woche, während meiner ganzen Mission und auch danach, und ich suchte eifrig in der Schrift nach einer Antwort. Und die kam dann eines Morgens. James E. Talmage erklärt in „Jesus der Christus“, der Erretter „war imstande und besaß die Fähigkeit, zu sündigen, wenn er es gewollt hätte . . . dennoch besteht seine Versicherung gegen die Falschheit nicht in einem äußerlichen Zwang, sondern darin, daß er sich davon zurückhält, weil er Gemein-

Ich begriff endlich, daß sich Christus letzten Endes nicht mit seinem über alles mächtigen Willen verteidigte, sondern daß er bloß kein Verlangen nach den schmutzigen Alternativen des Satans verspürte, da er ja vom Heiligen Geist geleitet war. Er liebte das, was sein Vater liebte.

schaft mit dem Geist der Wahrheit gepflegt hat“ (S. 110).

Für mich war dies ein Augenblick echter Offenbarung. Ich begriff endlich, daß sich Christus letzten Endes nicht mit seinem über alles mächtigen Willen verteidigte, sondern daß er bloß kein Verlangen nach den schmutzigen Alternativen des Satans verspürte, da er ja vom Heiligen Geist geleitet war. Er liebte das, was sein Vater liebte. Wenn seine Wünsche daher zu Taten wurden, gelangte in diesen Taten eine spontane Rechtschaffenheit zum Ausdruck, die aus dem tiefsten Grunde seines Herzens kam.

Das war der Schlüssel: lieben, was auch Gott liebt, seine Wünsche zu meinen eige-

DER FREUND
3/1981







Der Kaktus, das Kreuz und Ostern

Jeffrey R. Holland
Bildungsbeauftragter der Kirche

Wahrscheinlich hat jeder von uns schon einmal etwas erlebt, wo er jemand gebraucht hat, der ihm helfen konnte. Ich kann mich an ein Erlebnis erinnern, wo ich als kleiner Junge wirklich Hilfe brauchte. Ich spielte auf einem Berghang in der Nähe unseres Hauses. Dabei fiel ich genau auf einen riesigen, stacheligen Kaktus. Tat das weh! Die spitzen Stacheln des Kaktus drangen durch meine Turnschuhe, durch meine Strümpfe, durch meine Hose, durch mein Hemd — sie durchstachen einfach alles! Ich kam mir vor wie eine lebendige Zielscheibe.

Ich schrie so laut auf, daß die Berge hätten erzittern können. Ich konnte nicht aufstehen, nicht hinuntersteigen, weder hin noch her. Mir kam vor, daß die Nadeln mir bei jeder Bewegung tiefer und tiefer in die Haut drangen. So blieb ich nur dort und schrie.

Ich war fünf Jahre alt, und mein älterer Bruder, der sofort zu Hilfe eilte, war acht. Als er mich und meine schwierige Lage sah, war er entsetzt. Doch er begann, die Stacheln herauszuziehen; aber das tat noch mehr weh, und so weinte ich noch lauter. Auch bluteten die Wunden der Stiche so sehr, wenn er die Stacheln herauszog, daß ich nach ein paar Minuten aussah wie eine Abbildung auf einem Plakat des Roten Kreuzes, das für Blutspenden warb.

Schließlich erkannte mein Bruder, daß es hoffnungslos war, die Stacheln herauszuziehen. Es waren noch Dutzende von Stacheln zu entfernen, und ich heulte noch immer, so laut ich konnte. Da tat er das einzige, was ein achtjähriger Bruder tun konnte. Er rannte den Berg hinunter, holte sein kleines rotes Wägelchen und arbeitete sich damit mühevoll den Berg zu mir

hoch, wo ich — wie ich meinte — den Tod erwartete. Er schaffte es, mich — während ich dabei einen ordentlichen Krach schlug — aus dem Kaktus zu holen und ins Wägelchen zu setzen. Dabei mußte er sehr angestrengt ziehen und zerren und mich heben.
An den Rest der Geschichte erinnere ich mich nur noch undeutlich. Ich weiß, daß meine Mutter mir irgendwie die Kleidung auszog und die Stacheln entfernte. Woran ich mich jedoch ganz genau erinnere und was ich nie

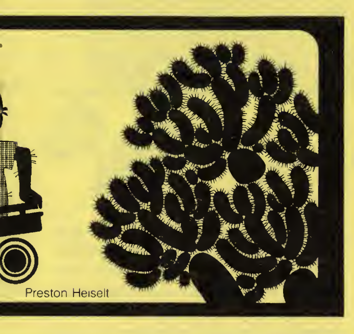




vergessen werde, ist der Gesichtsausdruck meines Bruders, als er das Wägelchen zog und sich fest entschlossen zu mir durchkämpfte. Er sorgte sich so sehr um mich, daß er wirklich schwer arbeitete, um mich zu befreien. Und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, werde ich meinen Bruder wahrscheinlich so am deutlichsten in Erinnerung behalten, wie ich ihn damals sah. Ich brauchte ihn so dringend.



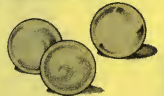
Und er war da und kam, um mir zu helfen!
Der Ostersonntag ist für uns immer ein besonderer Tag (für mich der beste im ganzen Jahr), und wir alle sollen dabei daran denken, daß wir einmal in einer ausweglosen Lage waren und jemanden brauchten, der uns half. Es war viel schlimmer als ein verlorengegangenes Tier, ein kaputtes Spielzeug oder ein Sturz in einen Kaktus. Es begann bei Adam und Eva und erstreckte sich bis in unser eigenes Le-


Preston Heiselt

ben. Wäre uns nicht geholfen worden, so hätten wir in der Gegenwart des Satans und seiner verabscheuungswürdigen Nachfolger verbleiben müssen. Niemals könnten wir wieder mit unserer Familie zusammen sein, nicht mit unseren Freunden und nicht mit dem Vater im Himmel, der uns liebt. Wir wären für immer in einem Gefängnis. Aber Jesus, unser ältester Bruder, ließ sich nicht vom Satan gefangennehmen. Er war außerhalb der Gefängnistore. Selbst wenn wir sehr alt werden, werden wir nicht ganz verstehen, wie es Jesus gelungen ist, uns freizubekommen. Es war so als besäße er den einzigen Schlüssel zum Gefängnistor, und nur er war stark genug, es zu öffnen. Dadurch rettete er uns das Leben, so daß unsere Familie für immer zusammenbleiben kann und wir eines Tages in unser Zuhause im Himmel zurückkehren können. Aber um dies für uns vollbringen zu können, mußte er einen schrecklichen Preis zahlen, einen Preis, für den wir ihn ehren und verehren müssen, indem wir seine Gebote halten. Er erlitt einen furchtbaren Tod am Kreuz. Als Jesus dort körperlich und geistig litt, dachte auch er einen Augenblick lang, er sei allein und ohne Hilfe. Und doch ließ er nicht davon ab, uns zu helfen. Jesus ist für uns gestorben, und nur die bebenden Berge und die verdunkelte Sonne schienen zu verstehen, welch großes Geschenk er dabei erbrachte. Dann aber geschah etwas Wunderbares! Jemand, der gestorben ist und begraben worden war, begann wieder zu leben. Dies nennen wir Auferstehung. In der friedvollen Umgebung eines Gartens im Frühling erhob sich Jesus aus seinem Grab, um wieder beim Vater im Himmel zu wohnen. Und wie schön ist es doch, daß er uns durch ein Wunder dieselbe Macht und das gleiche Recht gegeben hat. Ich weiß nicht genau, wie dies passieren wird, aber ich weiß, daß wir durch Jesus allen Zweifel, alle Traurigkeit und den Tod überwinden können. Und das bedeutet Ostern für mich.

Das Abendmahlsgebet

Susan Piele



Axel begann zu stottern, als er um Salz und Pfeffer bat, und da wußte ich, daß irgend etwas los war. Axel hatte schon immer Sprachschwierigkeiten. Als er zwei oder drei Jahre alt war, war es noch lieb, und als er fünf oder sechs war, gehörte es schon zu ihm, ohne daß es einen störte. Aber als er als Achtjähriger noch immer stotterte, brachte ihn Mutter zu einem Sprachspezialisten. Danach ging es ziemlich gut mit ihm; nur wenn Axel aufgeregt war, stotterte er noch.
Axel ist mein älterer Bruder, und ich weiß genau, wann er sich vor etwas fürchtet — nicht nur, weil er dann stottert, sondern auch, weil er sich dann ein bißchen anders benimmt. Er machte sich schon große Sorgen, weil er bald Priester werden und das Abendmahl segnen sollte. Nicht weil er dies nicht wollte — im Gegenteil. Das war es ja! Axel nimmt es mit so etwas ganz genau. Er wollte nicht, daß jemand während dieser heiligen Handlung kicherte — und schon gar nicht die Diakone in der ersten Reihe. Und das befürchtete Axel, wenn er das Gebet sagte.

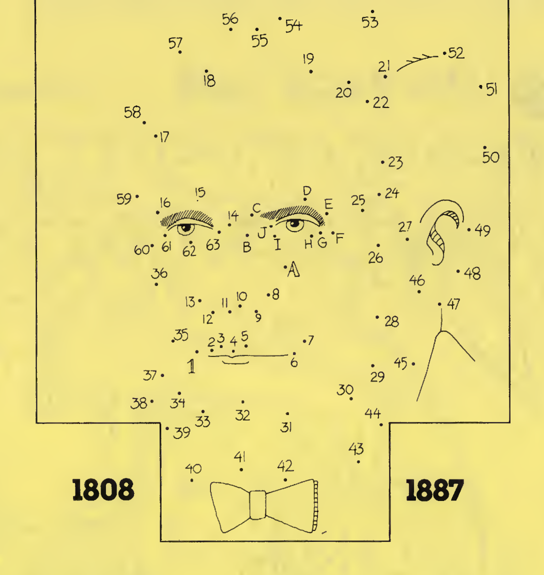
Axel liest sehr viel, und ich glaube, daß er dadurch darauf gekommen ist, Murmeln zu verwenden. Ein Grieche namens Demosthenes sagte sich einen auswendig gelernten Text laut vor, während er auf einen steilen Berg

stieg, oder er nahm kleine Steine in seinen Mund und hielt eine Rede, bei der er versuchte, lauter zu sprechen als die Wellen des Ozeans tosten. Das tat er, um deutlicher sprechen zu lernen.
Als Axel mir davon erzählte, dachte ich mir, daß dies recht dumm sei — es könnte ja sein, daß er ein Steinchen verschluckt. Aber ich glaube, Axel war richtig verzweifelt. Er wußte, daß Mutter böse werden würde, wenn sie ihn dabei erwischte, wenn er sich Steinchen in den Mund steckte. So fielen ihm wahrscheinlich die Murmeln als Ersatz dafür ein.
Damals sammelte ich Murmeln. Ich konnte zwar nicht viel mit ihnen anfangen, aber mir gefielen die verschiedenen Farben und wie schön sie sind, wenn das Licht auf sie scheint. Eines Tages kam Axel die Stiegen zu meinem Zimmer herunter und stand lange in der Türöffnung. Er beobachtete mich bloß. Manchmal steht mein Bruder so da, daß ich genau weiß, daß er etwas im Schilde führt — und diesmal stand er genauso dort. Er war ein hochgewachsener Bursche, vielleicht ein wenig zu dünn, und er hatte sehr kurzes, sehr blondes Haar. Axel spielt im Sommer gern Ball, und da würde ihn längeres Haar stören. Als er mich so beobachtete, sah er irgendwie verändert aus. Ich saß gerade auf meinem Bett und hatte alle Murmeln vor mir verstreut liegen. Es war eine Pracht!
„Karin", sagte er endlich. Ich blickte auf und wartete. „Kannst du mir fünf oder sechs Murmeln verkaufen?" Da wurde er rot — jetzt hatte er sich verraten. Mein Bruder wird immer rot, wenn er über etwas spricht, was ihm wichtig ist. Der Sprachspezialist hat gesagt, daß dies den gleichen Grund wie das Stottern habe und daß es mit der Zeit vergehen würde. Nur hatte es sich bis jetzt noch nicht gebessert.
Doch dann schien Axel seine Meinung zu ändern, und er sagte: „Es ist eigentlich nicht wichtig."
Ich nahm eine rote Murmel in die Hand und hielt sie ins Licht, so daß ich die Blasen darin sehen konnte. „Wenn es nicht wichtig ist", fragte ich, „warum willst du sie dann kaufen?"
Er gab mir keine Antwort, und ich wußte, daß er herumstottern würde, wenn er mir antwortete. Immerhin sah er mich an, und ich merkte, daß er sehr traurig war. Dann drehte er sich um und verließ das Zimmer.
Später gab ich ihm natürlich ein paar Murmeln. Was hätte ich denn sonst tun sollen?
Ich wusch sechs, trocknete sie ab und legte sie in eine Schachtel. Die Schachtel stellte ich auf sein Bett. Als er zum Abendessen kam, sagte ich: „Auf deinem Bett liegt etwas für dich, Axel."
Auch da sagte er nichts, aber ich konnte in seinen Augen lesen.
Lange Zeit hörte ich dann nichts mehr von den Murmeln. Axel ist sehr vorsichtig, wenn er ein Geheimnis hat. Aber mit jedem Tag kam auch sein Geburtstag näher. Und jeden Sonntag, wenn das Abendmahl vorbereitet wurde, ertappte ich mich dabei, wie ich meinen Bruder ansah. Er kauerte auf seinem Platz, und ich konnte mir schon vorstellen, was er dabei dachte. Manchmal, wenn das Gebet gespro-

chen wurde, vergaß ich fast, die Augen zuzumachen. Er hörte immer so gespannt zu, daß mir vorkam, daß er gut genug für uns beide zuhörte.
Ich fürchtete mich davor, wenn jemand einen Fehler machte und das Abendmahlsgebet noch einmal gesprochen werden mußte. Dann sah ich Axel an, und ich erkannte, daß es ihm weh tat, weil er daran dachte, was passieren würde, wenn er dort knien und das Gebet sagen mußte. Er wollte es unbedingt ganz richtig sagen. Das war ihm wichtig, und ich wußte es!
Eines Tages, als ich zu Hause die Stiegen hinunterging, hörte ich ein Murmeln. So sah ich mich um, weil ich wissen wollte, woher es kam. Es kam aus der Waschküche. Ich schaltete das Licht ab, ging, so leise ich nur konnte, zur Tür der Waschküche und machte sie auf. Axel stand bei der Waschmaschine und hatte meine Murmeln im Mund. Er sagte irgend etwas, was ich aber nicht verstehen konnte, weil er alle Murmeln im Mund hatte.
Ich stand lange dort. Aber ich wollte nicht, daß Axel wußte, daß ich ihn gesehen hatte. Deswegen drehte ich mich um und ging fort. Dann kam ich noch einmal zurück, machte recht viel Lärm dabei und tat so, als brauchte ich eine Seife. Sofort hörte das Murmeln auf. Axel nickte, und ich ging hinaus und in mein Zimmer. Ein paar Minuten darauf hörte ich auch ihn heraufkommen.
Einige Wochen später hatte Axel Geburtstag. Am darauffolgenden Sonntag wurde er zum Priester ordiniert und hatte eines der Abendmahlsgebete zu sprechen.
Ich kann mich noch genau erinnern, wie ich da saß, ihn anstarrte und sah, wie das Licht auf sein blondes Haar fiel, so daß es richtig glänzte. Jungen müssen nicht schön sein — oder zumindest muß man es nicht zugeben, wenn sie es sind — aber Axel war es! Ich hatte für ihn solche Angst, daß ich meinte, mein Herz höre zu schlagen auf. Ich war mir sicher, daß ich wegen seiner Angst zu weinen beginnen würde.

Plötzlich sah er genau zu mir her, und er hatte einen Ausdruck in den Augen, aus dem ich erkennen konnte, er wußte, daß er seine Sache gut machen würde. Dann kniete er sich hin, so wie die Priester es tun, und begann, das Gebet zu sprechen. Nur alte Schwestern weinen während des Abendmahls, aber an diesem Sonntag konnte ich auch nicht anders. Axels Stimme klang weich, aber man hörte sie überall im Gottesdienstraum. Ich habe noch nie jemanden so beten gehört wie ihn an diesem Sonntag. Er begann: „O Gott, du ewiger Vater, wir bitten dich . . .“ Und er machte keinen einzigen Fehler dabei.

Ich saß da und weinte, weil es so schön war und weil ich meinen Bruder liebe! Und als ich an diesem Abend in mein Zimmer kam, lagen die Murmeln wieder auf meinem Bett.
Eines Tages werde ich wohl alt werden, und ich kann nicht viel daran ändern. Aber selbst wenn ich neunzig bin, werde ich diese Murmeln noch besitzen, ebenso wie die Erinnerung an das erste Mal, als Axel das Abendmahl gesegnet hat.



JOHN TAYLOR

John Taylor war der dritte Präsident der Kirche. Er und seine Frau wurden 1836 in Kanada bekehrt. Als Missionar reiste er Tausende von Kilometern. 1844 entrann er nur knapp dem Tod, als Joseph und Hyrum Smith im Gefängnis in Carthage ermordet wurden. Er konnte sich gegen den wütenden Mob nicht verteidigen, und so lief Bruder Taylor zum Fenster, um hinauszuspringen. Dies gelang ihm aber nicht, da er von einem Schuß am Oberschenkel getroffen wurde. Ein weiteres Geschoß wäre ihm in die Brust gedrungen und hätte ihn getötet, wenn es nicht auf seiner silbernen Taschenuhr aufgeschlagen hätte, die er bei sich trug.

Mit neunundsechzig Jahren wurde er Präsident der Kirche. Dieses Amt hatte er von 1880 bis 1887 inne. Sowohl für ihn selbst als auch für die Kirche war dies gerade eine schwere Zeit, aber er blieb doch seiner Familie und seinen Freunden gegenüber immer freundlich und liebevoll. Oft forderte er die Kinder auf, mit ihren Eltern zu den Versammlungen der Kirche zu kommen, und dann zeigte er ihnen seine kaputte Taschenuhr und erzählte ihnen, wie es dazu gekommen war. Er freute sich an geselligen Zusammenkünften und hatte einen Sinn für Humor.

Das macht Spaß

Beverly Johnston



Max glaubt, er sei ganz allein in seinem Baumhaus. Wahrscheinlich hat er die zwölf Vögel nicht bemerkt, die um ihn sind. Kannst du sie finden? Male sie an, damit sie nicht wieder verlorengehen.

nen machen und auf diese Weise tatsächlich so werden wie er. Meine Schwierigkeit bestand darin, daß ich versucht hatte, auf göttliche Weise zu handeln, während ich mich nach ungöttlichen Dingen gesehnt hatte. Wenn ich die Wünsche meines Herzens ändern konnte, würde ich auch unmittelbar auf gottähnliche Weise zu handeln beginnen.



Ich verspürte eine Hoffnung, wie ich sie noch nicht gekannt hatte. Ich wandte mich wieder den heiligen Schriften zu und trachtete, gleichsam hungernd, herauszufinden, was Gott liebt. Mormon hatte die Erklärung für mich in Worte gefaßt. Was ich brauchte, war Nächstenliebe, die „reine Christusliebe". Und die konnte ich empfangen, indem ich Mormons Rat befolgte: „Betet deshalb *mit der ganzen Kraft eures Herzens* zum Vater, damit ihr mit dieser Liebe erfüllt werdet, die er allen wahren Nachfolgern seines Sohnes Jesus Christus verliehen hat." Und Mormon fügte auch die Verheißung hinzu, die ich brauchte: „,. . . damit ihr Söhne Gottes werdet . . ., damit wir gereinigt werden, nämlich wie er rein ist" (Moroni 7:47, 48).

Vorsichtig wählte ich mein erstes Ziel. Es war durchaus nichts Großartiges, doch handelte es sich um eine hartnäckige Schwierigkeit. Ich ging nicht gern zur Kirche. Daher betete ich morgens und abends: „Herr, segne mich, damit mir unsere Gottesdienste dasselbe bedeuten wie dir. Hilf mir, darin dasselbe zu finden wie du. Hilf mir, daß ich mich so beteiligen kann, wie du es möchtest." Und in der Tat geschah etwas Unglaubliches. Der Sonntag wurde zu einem schöneren Tag. Ich sehnte mich schon danach, die anderen Mitglieder der Kirche zu begrüßen, sie an meinem Zeugnis teilhaben zu lassen, von den Lehren zu lernen, in Liedern die Gefühle auszudrücken, die ich nicht in Worte fassen konnte, und die Sinnbilder des Opfers unseres Erretters voll Demut und Dankbarkeit zu nehmen. Der Sonntag wurde zum Sabbat. In die Kirche gehen bedeutete nicht mehr, daß ich den Wunsch unterdrückte, mich auszuruhen, zu lesen, zu studieren, Ski zu fahren oder mich zu unterhalten. Es war nun Ausdruck eines rechtschaffenen und von Liebe getragenen Verlangens.

Dieses Erlebnis verlieh einer weiteren Schriftstelle neue Bedeutung. Die Lehren des Priestertums hatten in der Tat angefangen, „auf meine Seele zu träufeln wie der Tau vom Himmel". Als ich spürte, wie der Heilige Geist mich begleitete und ich den Sabbat von selbst und ohne Zwang heiligzuhalten begann, flossen mir die Segnungen des Priestertums zu (s. LuB 121:45, 46). Im Laufe dieses erstaunlichen Erlebnisses wuchs mein Glaube, und in mir erwachte die Hoffnung, daß ich mich durch die Anforderungen, die an mich herankamen, von nun an ändern würde.

Eine weitere Schwierigkeit war für

mich jemand, mit dem ich eng zusammenarbeitete. Ich bewunderte diesen Mann nicht gerade, und er hegte gegen mich offenbar eine tiefe Abneigung. Als unser Verhältnis gespannter wurde, mußte ich feststellen, daß er meine Arbeit absichtlich sabotierte und mich stichelte, um Streit zu provozieren. Ich reagierte darauf, wie es für einen natürlichen Menschen üblich ist, und bald entstand eine erbitterte Fehde. In ruhigeren Augenblicken wurde mir klar, daß ich mich auf diese Weise selbst zerstörte und daß der Geist mich wegen dieser Streitigkeit verließ.

Wieder wandte ich mich an den Herrn und betete morgens und abends: „Vater, ich habe furchtbare Schwierigkeiten mit diesem Mann. Bitte segne mich, damit ich ihm gegenüber dasselbe empfinde wie du." Bald begann ich ihm einen völlig anderen Menschen zu sehen als zuvor. Ich erblickte in ihm nun einen empfindsamen, leicht gekränkten Menschen, der sich einsam und verwundbar fühlte und in neuen Situationen Angst hatte. Ich begann die großen Kräfte zu erkennen, die er entwikkelt hatte und die ihn so weit gebracht hatten. Doch mehr noch, ich begann für ihn nach und nach Achtung und sogar Bewunderung zu empfinden. Hier war ein Sohn Gottes, den Gott liebte und schätzte. Und wer kann anders als einen solchen Menschen lieben? Ich nicht. *Die Liebe kam einfach von selbst.* Wieder hatte sich ein kleiner Teil meines Herzens verändert, und die Verheißung des Herrn hatte sich erfüllt.

Ich hatte erfahren, daß man den Herrn manchmal wochenlang zumindest zweimal täglich bitten muß, bis sich eine solche Veränderung ergibt. Doch letztlich kommt es dazu, und wenn wir „mit Standhaftigkeit in Christus vorwärtsstreben und vollkommen klare Hoffnung und Liebe zu Gott und allen Menschen haben", brauchen wir diese Freude und diesen Frieden nicht zu verlieren (2. Nephi 31:20).

Welche Wunder würden doch vollbracht werden, wenn wir andere mit derselben Freude liebten, die unser ewiger Vater empfindet, oder wenn wir vor unseren Kindern dieselbe Achtung hätten wie er und sie mit derselben Weisheit erziehen würden, wie er es tut? Wenn wir liebten, was Gott liebt, wie stünden wir dann zum Geld, zum Beten, zur Ehrlichkeit, zur Arbeit und zu unseren Berufungen in der Kirche?

Wenige unter uns erleben die dramatische „mächtige" Veränderung, die sich unter den Zuhörern des Königs Benjamin in einem Augenblick vollzogen hat: „Wir haben keine Neigung mehr, Böses zu tun, sondern wollen beständig Gutes tun" (Mosiah 5:2). Die meisten von uns ändern sich langsam, Zeile um Zeile, Vorschrift um Vorschrift, Gnade um Gnade, bis man über uns sagen kann: er „ist langmütig und freundlich, . . . eifert nicht, . . . treibt nicht Mutwillen, . . . blähet sich nicht, . . . stellet sich nicht ungebärdig, . . . suchet nicht das [Seine], . . . läßt sich nicht erbittern, . . . rechnet das Böse nicht zu, freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, . . . freuet sich aber der Wahrheit; . . . verträgt alles, . . . glaubet alles, . . . hoffet alles, . . . duldet alles" (1. Korinther 13:4–7).

Wir könnten die Vermutung anstellen, daß die Menschen, die himmlische Throne und ewige Leben ernten werden, diejenigen sind, die das Gute, das Wahre und das Reine so sehr und so von sich aus lieben, daß sie sich Tag für Tag dafür entscheiden würden, auch wenn es nach diesem Leben kein weiteres Leben gäbe. Für so jemanden ist die Rückkehr in unsere Heimat im Himmel so natürlich wie das Erwachen am Morgen auf dieser Seite der Ewigkeit.



EIN GEWON-NENER KAMPF

Constance Polve

Ich war tief erschüttert von der Armut, die sich meinen Augen darbot, als ich über den staubigen, von Gerümpel übersäten Weg auf die alte, halbverfallene Hütte zuging. Das Dach war auf der einen Seite eingebrochen. Die kaputten Fensterscheiben waren flüchtig mit alten Zeitungen überklebt, und Glasscherben, Nägel, alte Dosen und anderer Müll verliehen dem Grundstück ein trostloses Aussehen. Zerschlissene Gardinen hingen lose hinter den Fenstern, und innen erblickte ich rußgeschwärzte Wände und Fußböden. Ein ganzes Rudel Katzen machte sich vor mir davon, als ich den Weg entlangschritt. Als ich an die verwitterte Tür klopfte, dachte ich flüchtig an das bequeme Leben, an das ich mich an der Brigham-Young-Universität gewöhnt hatte, und einen Augenblick lang sehnte ich mich nach der Sicherheit zurück, die ich dort empfunden hatte. Aber jetzt war ich als Schwesternschülerin hier, weit weg von Provo, und war nicht ganz sicher, ob ich den Anforderungen



gewachsen war, die man an mich gestellt hatte.

Angefangen hatte es einige Wochen zuvor in einem Kursus über das öffentliche Gesundheitswesen. Im Rahmen dieses Kurses wurde von uns ein praktischer Einsatz als Schwesternschülerin verlangt. Ich hatte vorgehabt, in Salt Lake zu arbeiten, doch am ersten Tag hatte der Ausbilder gesagt, daß im Gesundheitsamt einer Kleinstadt Schwesternschülerinnen als Arbeitskräfte gebraucht wurden. Ich fühlte plötzlich in mir den Drang, mich freiwillig zu melden. Ich wollte ihn unterdrücken, konnte es aber nicht, und es dauerte nicht lange, bis ich in eine neue Heimat und zu neuen Aufgaben unterwegs war.

Am Tag nach meiner Ankunft meldete ich mich bei zwei Diplomkrankenschwestern im Gesundheitsamt — die einzigen im ganzen Distrikt. Sie waren hoffnungslos überlastet. Ich sah die Akten — Hunderte von Fällen, alles Leute, die medizinische Hilfe in irgendeiner Form brauchten. Mir wurde angst und bang, als ich erkannte, daß es hier keine Zeit gab, im einzelnen zu beobachten und zu lernen. Ich würde einfach mitarbeiten und auf das Beste hoffen müssen.

Die Amtsleiterin übertrug mir drei Fälle, sah mich nachdenklich an und sagte dann: „Ich habe für Sie noch einen Fall, aber ich bin mir nicht ganz sicher.“ Sie hielt eine dicke, vergilbte Aktenmappe in der Hand.

„Diese alte Frau hat ein schweres gesundheitliches Problem, und sie weist jede Hilfe von sich. Sie tut das bereits seit zwei Jahren, und ich mag nicht mehr versuchen, ihr zu helfen. Wenn Sie glauben, daß Sie es mit ihr versuchen möchten, und wenn Sie versprechen, daß Sie im Fall eines Mißerfolges nicht enttäuscht sind, gebe ich Ihnen diesen Fall.“ Ich empfand Mitleid für diese alte Frau, die ich nie gesehen hatte, und ich wußte, daß ich es versuchen mußte.

Ich las ihren Akt durch und stellte fest, daß sie Ende 70 war und sich bei einem Unfall einige Jahre zuvor das rechte Bein gequetscht hatte. Es war zu keinem Knochenbruch gekommen, doch wichtige Blutgefäße und Muskeln waren beschädigt worden. Obwohl man sie behandelt hatte, war die Durchblutung des rechten Beines beeinträchtigt. In regelmäßigen Abständen kam es zu Blutstauungen, wobei sich Abfallstoffe ansammelten und Druck auf die benachbarten Gewebeteile ausgeübt wurde, so daß das gesunde Ge-

webe abstarb und sich auflöste und Geschwüre entstanden. Dieser Zustand hatte sie geplagt, bis sie endlich zu einem Arzt gegangen war. Es war ein guter Arzt, doch war er ihr gegenüber gefühllos und unfreundlich gewesen. Wegen dieses einen unglücklichen Vorkommnisses hatte sie große Angst bekommen und sich entschlossen, nie wieder zu einem Arzt zu gehen. Der Doktor konnte die Behandlung nicht mehr zu Ende führen, und infolgedessen war ihr Bein sehr schmerzhaft, infiziert und unbrauchbar geworden. Es war von großen eitrigen Geschwüren bedeckt, und es wurde Blut zusammen mit abgestorbenem, schwarzgelbem Gewebe abgesondert. An einigen Stellen faulte das Fleisch.

Die alte Frau lebte wie eine Einsiedlerin, und der einzige Kontakt, den sie zur Umwelt hatte, war ein Nachbarskind, dem sie Geld gab, damit es für sie einkaufte und Erledigungen machte. Andere Leute hatten versucht, ihr zu helfen, doch die alte Frau war verängstigt und ließ niemand zu sich.

Trotzdem war ich nicht wirklich vorbereitet, als ich an jenem ersten Tag zu der gebeugten alten Frau mit dem grauen, langen und wirren Haar ging. Sie humpelte an die Tür und ließ mir kaum genügend Zeit, um zu sagen, wer ich war. Sie wies mich von der Tür und sagte, sie wolle mit keiner Krankenschwester etwas zu tun haben. Aber ich wußte: in Ruhe lassen konnte ich sie nicht. Mir war in ihrem Haus ein Geruch aufgefallen, den ich nur einmal zuvor gerochen, aber nie wieder vergessen hatte. Sie bekam Gangrän (Gewebstod).

Die Amtsleiterin bestätigte meine Diagnose und wollte, daß ich den Fall abgäbe. Sie sagte, die alte Frau lebe vielleicht nur



noch ein paar Wochen, und wenn sie starb, während eine Schwesternschülerin den Fall betreute, würde mich vielleicht der Bezirksanwalt verhören und meine Kompetenzen als Krankenschwester in Frage stellen. Sie sagte, sie würde die Verantwortung übernehmen. Ich konnte jedoch nicht zulassen, daß die alte Frau ihr Leben so schmerzlich und allein beendete und bat die Leiterin, sie solle mir noch eine Woche gewähren. Wie durch ein Wunder stimmte sie zu.

Am zweiten Tag ließ mich die alte Frau hinein, und wir redeten über alles mögliche, nur nicht über ihren Gesundheitszustand. Ich ging nach Hause und weinte. Ich war sicher, ich würde sie nie davon überzeugen können, daß sie Hilfe brauchte.

Am dritten Tag besuchte ich sie wieder und stellte sie vor die Tatsache, daß sie sterben würde, wenn sie sich nicht behandeln ließe. Doch das schien ihr gleichgültig zu sein, da es ohnehin nichts gab, wofür sie leben sollte.

Ich kehrte in meine Wohnung zurück und war zutiefst entmutig. Was konnte ich tun, wenn sie sich nicht helfen ließ? Ich konnte mich an niemanden wenden, ich konnte nur beten. Ich hatte für sie bereits gebetet, doch diesmal kniete meine Zimmerkollegin besorgt neben mir, und wir schütteten dem Herrn unsere Seele aus und baten ihn um Weisheit und Führung.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß etwas Besonderes geschah. Ich bemühte mich, Glauben zu haben, und betete ohne Unterlaß. Am fünften Tag kam die Antwort. Plötzlich wußte ich, was ich tun mußte. Ich hörte keine Stimmen und sah keine Visionen und vernahm weder von innen noch von anderswo einen Vorschlag — ich wußte einfach, was ich tun sollte. Ich stellte meinen Plan zusammen und eilte zum Haus der alten Frau. Ihre Augen glänzten, als ich ihr das schäumende Wasserstoffperoxyd zeigte, das ich mitgebracht hatte. Sie war davon beeindruckt und fragte, ob man auch im Krankenhaus so schmerzlose Medikamente und Behandlungen verwenden würde. Ich versicherte ihr, daß man sich die größte Mühe geben würde, ihren Krankenhausaufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ich fuhr schnell hinüber zur Klinik und kündigte an, daß die alte Frau, die sich so sehr vor Ärzten fürchtete, vielleicht doch bald kommen würde.

Am nächsten Tag mußte ich übers Wochenende zurück nach Provo. Ich ließ sie nicht gern allein, doch machte mir eine liebevolle und besorgte Nachbarin — die Mutter des kleinen Mädchens, das für die Frau einkaufte — die Entscheidung leichter. Sie freute sich über die Veränderung, die mit der Frau vorging. Sie versprach, zu helfen, wo sie nur konnte.

Als ich zurückkam, stellte ich fest, daß meine alte Freundin den Mut gefunden hatte, in die Klinik zu gehen. Das ganze Gesundheitsamt war in Hochstimmung. Ich eilte in das Krankenzimmer der alten Frau. Sie begrüßte mich mit einem sauberen, strahlenden Gesicht. „Ich bin in die Klinik gegangen. Sie haben mich überzeugt“, sagte sie. Dann fragte sie mich, welcher Kirche ich denn angehörte. Als ich zur Antwort gab, daß ich eine Heilige der Letzten Tage war, sagte sie: „Das habe ich mir gedacht. Vom ersten Tag an habe ich gewußt, daß Sie zu mir gesandt waren. In Ihrem Gesicht war ein Licht, das ich schon bei anderen Ihres Glaubens bemerkt hatte. Ich mußte Ihnen einfach vertrauen.“

Stellen Sie sich vor, von welcher Freude meine Seele erfüllt war! Gott hatte in einer Woche bewirkt, worum sich andere seit zwei Jahren bemüht hatten. Ein solches Gefühl der Erleichterung hatte ich noch nie erlebt. Ihr Bein war nach drei Monaten vollständig geheilt. Die Mormonengemeinde in ihrer Nähe setzte ihr Haus und ihren Garten im Rahmen eines Dienstprojekts instand. Die Missionare besuchten sie, und bald darauf wurde sie getauft.

Jetzt besucht sie regelmäßig die Sonntagsversammlungen, und sie hat wieder Freude am Leben. Ich bin unendlich dankbar dafür, daß ich diese Tochter unseres Vaters im Himmel kennen und lieben gelernt habe. Was ich mit ihr erlebt habe, hat mich gelehrt: mit beständigem Glauben und fortwährender Anstrengung findet man auch die verborgensten Schätze. Und hat man sie einmal gefunden, ist man für immer ein anderer Mensch.



Schaffst du die Abschlußprüfung?

Dean L. Larsen vom Ersten Kollegium der Siebzig

Unlängst führte ich eine Unterredung mit einem jungen Mann, der auf Mission gehen wollte, jedoch als Jugendlicher einiger schwerer Übertretungen schuldig gewesen war. Er kam aus einer aktiven Mormonenfamilie und war selbst immer ein aktives Mitglied der Kirche gewesen, selbst zu der Zeit, als er die Übertretungen begangen hatte. Schließlich war er zu seinem Bischof gegangen und hatte seine Fehler bekannt. Mehr als ein Jahr lang war sein Leben nun frei von den früheren Schwierigkeiten gewesen, und er wartete bereits ungeduldig darauf, eine Mission zu erfüllen.

Als wir über seine Situation und über die Entscheidungen sprachen, die er in seinem früheren Leben getroffen hatte

und die zu seinem fragwürdigen Stand in der Kirche geführt hatten, sagte er: „Nun, ich habe gewußt, daß ich falsch handelte, und ich war sicher, daß ich eines Tages wieder alles in Ordnung bringen und auf Mission gehen würde."

Zwar freute ich mich über das Verlangen dieses jungen Mannes, sein Leben wieder in Ordnung zu bringen und dem Herrn als Missionar zu dienen, doch war ich besorgt über die geplante, berechnende Art, wie er den rechten Weg verlassen hatte, um destruktiv und unmoralisch zu handeln; und schließlich hatte er sich wieder zu dem Entschluß durchgerungen, gehorsam zu sein — fast so, als wäre er nach einem von ihm selbst festgesetzten Zeitplan vorgegangen.

Wäre meine Erfahrung mit diesem jungen Mann ein Einzelfall, so wäre sie hier wohl kaum der Erwähnung wert. Leider handelt es sich jedoch um keinen Einzelfall. Offenbar gibt es unter jungen Leuten eine zunehmende Tendenz und Versuchung, die verbotenen Dinge der Welt auszuprobieren — nicht mit der Absicht, für immer daran festzuhalten, sondern man entschließt sich bewußt, derlei einen Augenblick lang auszukosten, als ob es sich um Werte handelte, die zu bedeutend oder aufregend sind, als daß man daran vorübergehen könnte. Darin liegt eine der großen Prüfungen unserer Zeit.

Während sich viele von solchen Ausflügen in den Bereich des Verbotenen wieder erholen, kommt es immer häufiger zu Tragödien, die im Leben vieler Not und Verzweiflung hinterlassen und deren Folgen lange andauern. Es gibt keine ganz private Sünde. Zwar kann man planen und im voraus beschließen, daß man eine Sünde begeht, doch über die Folgen hat der Schuldige keine Kontrolle. Denkt man gegenteilig, so ist man das Opfer einer der heimtückischsten Lügen, die der Vater der Lügen je verbreitet hat.

Kürzlich besuchte ich eine Abgangsfeier an einer Schule in dieser Stadt. Die Schüler, die man gebeten hatte, im Namen ihrer Klassenkameraden zu reden, sprachen von den großen und gewaltigen Aufgaben, die vor ihnen lagen, wenn sie nun die Schwelle ins Erwachsenenleben überschreiten würden. Die erwachsenen Redner priesen die Tugenden und Fähigkeiten der heutigen Jugend und sprachen von den Horizonten, die es in zukünftigen Jahren zu erobern galt, von neuen Gebieten der Wissenschaft, die die Schüler der Absolventenklasse erschließen würden, von verheerenden Krankheiten, für die man Heilmittel finden würde, und von spektakulären Erfolgen auf dem Gebiet der Diplomatie und der zwischenmenschlichen Beziehungen, die der Welt dauernden Frieden bringen würden. Es war eine anregende und inspirierende Feier.

Während ich den eindrucksvollen Reden lauschte, mußte ich denken, was ich selbst gern zu dieser Gruppe junger Leute gesagt hätte. Ich wußte, daß die meisten Heilige der Letzten Tage waren und daß sie aus Familien kamen, wo man auf ihre Leistungen stolz war. Ich wußte auch, das einige dieser jungen Leute für die Stunden und Tage unmittelbar nach der Abgangsfeier geplant hatten. Ich verspürte den Wunsch, inständig zu diesen jungen Leuten zu reden — nicht über die glorreichen, wenn auch ungewissen Jahre einer fernen Zukunft, wo sie, wie man hoffte, so viel für die Menschheit leisten würden, sondern über das Hier und Jetzt. Ich wollte zu ihnen sagen: „Ich sorge mich nicht so sehr darum, was ihr nächstes Jahr oder in der nächsten Generation tut; ich mache mir Sorgen über das, was ihr heute abend und morgen tun werdet, wenn ihr euer Zeugnis



in der Hand habt. Was habt ihr vor? Wohin werdet ihr gehen? Was macht ihr heute abend?“

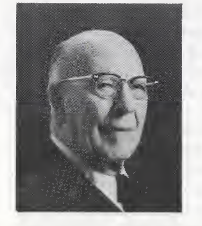
Heute, wo ich diese Gedanken niederschreibe, weiß ich, daß es in dieser Absolventenklasse und in anderen ähnlichen Gruppen einige gegeben hat, die sich mit voller Absicht und geplanter Berechnung nach ihrer Abgangsfeier in Situationen begeben haben, wo sie sich selbst, ihre Familie, ihre Kirche und den Vater im Himmel entehrten. Sie hatten nicht vor, ihr Verhalten zu einer bleibenden Gewohnheit im Leben werden zu lassen. Sie taten es zum Spaß, um der momentanen Aufregung willen oder um ihren Mut zu beweisen. Die gesamte Auswirkung ist jedoch verheerend. Das Nachspiel wird sich auf ihr Leben und auf das Leben derer auswirken, die sie geliebt und die ihnen vertraut haben — auf unglückliche und unvorhergesehene Weise, auf unbestimmte Zeit. Die Menschheit wird unerbittlich auf eine niedrigere Stufe abgesunken sein. Einige werden nie ganz zurückfinden, und die ganze Menschheit wird den Verlust unvermeidlich zu spüren bekommen.

Ich bin voll der tiefsten Bewunderung und Dankbarkeit für diejenigen, die das Vertrauen, das man in sie gesetzt hat, nicht enttäuscht haben und die den Gepflogenheiten der Zeit nicht nachgegeben haben. Ihr seid unsere strahlende Hoffnung. Ich stehe sehr in eurer Schuld. Ihr werdet auf den letztlichen Gang der Dinge einen wesentlichen Einfluß haben. Ihr seid die letzte große Gegenmacht gegen das Böse, das die Erde überflutet. Ihr habt gezeigt, daß ihr unbestechlich seid. Ihr seid makellos. Gott segne euch dafür!

Ich erzittere, wenn ich die Worte des Herrn lese, die er zu seinem Volk in dieser Evangeliumsausschüttung gesprochen hat: „Denn dies ist ein Tag der Warnung und nicht ein Tag vieler Worte, denn ich, der Herr, werde meiner in den letzten Tagen nicht spotten lassen“ (LuB 63:58).

Wenn ich vorausblicke auf die Tage, die vor uns liegen, habe ich Hoffnung wegen der Verheißung des Herrn. Zugleich aber machen mir seine Warnungen Angst, wenn ich sehe, wie man Kompromisse eingeht.

Junge Leute, wir wollen der Pflicht, die der Herr uns übertragen hat, treu sein. Wir wollen den Preis bezahlen und die Erwartungen erfüllen, die man in uns setzt. Es ist nicht umsonst.



LeGrand Richards vom Rat der Zwölf

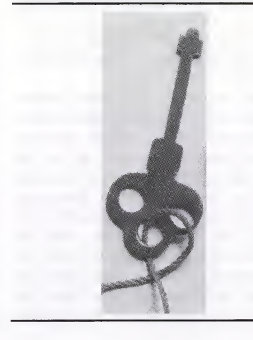
SEIEN SIE EIN MISSIONAR

Ein jeder von uns hat Einfluß auf das Leben seiner Freunde, und wenn wir nur wollen, können wir Missionare sein. Es sollte nie jemand geben, der in unserer Nähe lebt, nicht der Kirche angehört und den wir nicht eingeladen haben, sich der Kirche anzuschließen.

Vor einigen Jahren war ich im Auftrag der Kirche in Omaha/Nebraska, um dem Gottesdienst beim ersten Spatenstich der Mormon Memorial Bridge — einer Brücke in Winter Quarters — beizuwohnen. Dort lernte ich einen Mann kennen, der Distriktspräsident in einer Mission war. Er hatte 17 Jahre in Salt Lake City gelebt und in einem Büro der Union Pacific Railroad gearbeitet, bis das Büro nach Omaha verlegt wurde. Er hatte sich in Salt Lake City nicht der Kirche angeschlossen. Nach seiner Übersiedlung nach Omaha hatte er die Missionare kennengelernt. Ich fragte ihn: „Warum sind Sie nicht in Salt Lake City zur Kirche gekommen?“ Er gab zur Antwort: „Es hat mich nie jemand eingeladen.“

Ich fuhr einmal mit einem Pfahlpräsidenten im Auto nach Farmington/New Mexico, und der Missionspräsident, der mit uns fuhr, hatte 12 Jahre in Ogden/Utah gelebt und dasselbe erlebt. Ich fragte ihn, weshalb er sich der Kirche nicht in Ogden angeschlossen hatte. Er sagte, niemand hätte ihn eingeladen.

Vor einigen Jahren habe ich diese Begebenheiten in Wyoming erzählt. Der



Pfahlpräsident sagte, das erinnerte ihn an die Zeit, als er noch Bischof einer Gemeinde gewesen war. Ein Mann, der in seiner Ortschaft wohnte, rief ihn an und fragte: „Bischof, meinen Sie, ich bin gut genug, um Mitglied Ihrer Kirche zu werden?" Der Bischof berichtete: „Da ging mir plötzlich auf, daß wir ihn noch nie eingeladen hatten, sich der Kirche anzuschließen. Ich traf also Vorkehrungen für seine Taufe am Freitag. Dann rief ich eine Frau in derselben Ortschaft an und sagte ihr, daß dieser Mann sich der Kirche anschließen würde. Ich fragte sie, ob sie nicht auch zur Taufe kommen würde. Sie sagte: ‚Bischof, ich habe mich bereits gefragt, wie lange ich in Ihrer Gemeinde leben muß, bis Sie mich endlich einladen würden, in die Kirche zu kommen."

Man muß kein alter Mann und auch nicht gerade 19 sein, um die Tür zu öffnen. Sie könnten einige Ihrer Freunde zu den Aktivitäten Ihrer Gemeinde oder zu Seminaraktivitäten mitnehmen und sie dann den Missionaren überlassen — das heißt, einen Besuch der Missionare verabreden. Nichts, was Sie auf dieser Welt tun können, bringt Ihnen mehr Freude und macht sie glücklicher, als wenn Sie ein Werkzeug in der Hand des Herrn sind und jemand in seine Kirche bringen.



Der Herr hat gesagt: „Und wenn ihr alle Tage eures Lebens diesem Volke Buße predigt und nur eine Seele zu mir bringt, wie groß wird eure Freude mit ihr im Reiche meines Vaters sein!" (LuB 18:15).

In den Südstaaten der USA hatte ich ein Erlebnis, das mir gezeigt hat, was der Herr meiner Ansicht nach meint. Ich erhielt einen Brief von einem guten Bruder aus Phoenix/Arizona. Er war bereits ein älterer Mann. Er schrieb, sein Großvater sei 1840 einer der ersten Missionare im Bundesstaat Mississippi gewesen. „Seit jener Zeit", schrieb er, „haben mein Vater und seine Nachkommen für die Kirche mehr als 100 Jahre Missionsdienst geleistet." Zu jenem Zeitpunkt waren 15 Angehörige dieser Familie auf Mission, drei davon in unserer Mission.

Ich erzählte dies auf einer Missionarsversammlung, als ich 1940 Präsidierender Bischof geworden war — gerade 100 Jahre nachdem jener Großvater sich der Kirche angeschlossen hatte. Sein Enkel war zufällig anwesend, doch wußte ich nichts davon. Er kam nachher zu mir und sagte: „Bruder Richards, jetzt sind es schon 165 Jahre Missionsdienst." Ist man einmal so weit, daß man 10 bis 15 Jahre auf einen Schlag dazuzählen kann, so braucht man nicht lange, bis man weitere 100 Jahre erreicht.

Ich habe mir damals gedacht: Wenn der Missionar, der 1840 durch die Sümpfe von Mississippi gewatet ist, zu einer Zeit, wo sie ohne Beutel oder Tasche reisten und viele Malaria bekamen, nur diesen einzigen Mann zur Kirche gebracht hätte, dann dachte er vielleicht, er hätte nicht gerade

viel erreicht. Doch 100 Jahre später hatten dieser eine Mann und seine Nachkommen 165 Jahre Missionsdienst geleistet — und da sind die Leute, die er und seine Nachkommen bekehrt hatten, noch gar nicht mitgezählt. Gibt es irgendeine bessere Weise, „Schätze im Himmel" zu sammeln, „wo sie weder Motten noch Rost fressen und wo die Diebe nicht nachgraben noch stehlen" (Matthäus 6:20).

Ob Sie nun gerade beim Militär, auf Mission oder einfach im Kreis Ihrer Freunde sind, bieten sich Ihnen Tag für Tag Gelegenheiten, etwas zu sagen oder zu tun oder den Weg zu ebnen — Gelegenheiten, Menschen einzuladen, daß sie von der wunderbaren Wahrheit erfahren. Ich sage immer: Es gibt auf dieser Welt keinen ehrlichen Menschen, der den Herrn liebt und sich nicht der Kirche anschließen würde, wenn er wüßte, was es mit dieser Kirche auf sich hat. Für diese Kirche gilt, wie ich meine, was der Herr durch Jesaja gesagt hat: „. . . darum will ich auch hinfort mit diesem Volk wunderlich umgehen, aufs wunderlichste und seltsamste, daß die Weisheit seiner Weisen vergehe und der Verstand seiner Klugen sich verbergen müsse" (Jesaja 29:14). Wenn wir die Aufmerksamkeit der Leute nur lange genug fesseln können, daß sie verstehen, was die Kirche wirklich ist, dann werden sie sich ihr anschließen.

Ich möchte die Kirche mit einem Puzzlespiel vergleichen. Man schüttet alle Teile auf den Tisch und nimmt dann die einzelnen Mosaiksteinchen aus dem Haufen. Wenn man jeden Teil angesehen hat, weiß man noch nicht, worum es sich handelt. Vielleicht hat man den Hals einer Giraffe oder den Rüssel eines Elefanten oder ein Stück eines Hauses. Wenn aber die einzelnen Teile zusammengefügt sind, ergibt sich ein schönes Bild. Man kann auch nicht ein einziges Stück herausnehmen, ohne das Bild zu zerstören.

Wenn man ein Stückchen der Mormonenlehre hier und eines dort besieht, weiß man auch nicht, worum es sich eigentlich handelt. Aber wenn alles zusammengesetzt ist, könnte niemand auch nur ein Teilchen davon wegnehmen.

Vor einigen Jahren beauftragte mich Präsident David O. McKay, zu einer Gruppe von Geistlichen zu sprechen. Zwei Kirchen hielten in Salt Lake City einen Kongreß ab. Es kamen Oberhäupter dieser Kirchen aus Kalifornien, Oregon, Washington, Idaho, Utah und Nevada. Auf ihre Bitte hin redete ich zweieinhalb Stunden zu ihnen, um zu erläutern, was



Nichts, was Sie auf dieser Welt tun können, wird Ihnen größere Freude bringen, als wenn Sie der Schlüssel sind, mit dem der Herr Ihren Nächsten die Tür öffnet, damit sie das Evangelium empfangen können.

LeGrand Richards

Mormonismus wirklich ist. Bevor ich meine Rede beendete, sagte ich: „Als ich Präsidierender Bischof der Kirche war, waren wir für das Bauprogramm der Kirche verantwortlich. Wir ließen die Pläne für den Bau des Tempels in Los Angeles anfertigen. Einmal zeigten wir diese Pläne der Ersten Präsidentschaft. Die Pläne für die Elektro- und Wasserinstallationen waren noch nicht fertig, und doch hatten wir bereits 84 Seiten, jede etwa 120 x 80 cm groß, buchstäblich mit Tausenden und aber Tausenden von Zahlen, Zeichnungen und Entwürfen. Geistig war der Tempel schon erbaut, obwohl an der Baustelle erst ein großes Loch in der Erde war. Der Erbauer mußte nur die Pläne entziffern und ausführen können. Dabei konnte er nicht einige Seiten auslassen, wenn er ein vollständiges Gebäude errichten wollte.

„Sie können diese Pläne nehmen und bis ans Ende der Welt gehen, um zu sehen, ob sie zu irgendeinem Gebäude passen. Es gibt nur ein einziges Gebäude, zu dem sie passen, und das ist der Mormonentempel in Los Angeles. Natürlich wird man Gebäude finden, die mit denselben Materialien gebaut sind wie dieser Tempel — mit Elektroleitungen, Wasserrohren, Beton und Holz. Doch wird man kein Gebäude finden, zu dem die Pläne passen."

Dann hielt ich die Bibel hoch und sagte: „Hier ist der Plan des Herrn. Jesaja sagt, daß der Herr das Ende schon vom Anfang an verkündet hat (Jesaja 46:10). Hier ist alles enthalten, wenn man es nur entziffern kann."

Ich sagte: „Sie können die Bibel, den Plan des Herrn, nehmen und ihn mit jeder Kirche auf der ganzen Welt vergleichen. Es gibt nur eine Kirche, zu der er paßt, und das ist die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Natürlich wird man einige Kirchen finden, die das eine oder andere enthalten, was auch hier in diesem Plan des Herrn zu finden ist, doch wird man auf der ganzen Welt keine andere Kirche finden, die zu diesem Plan paßt."

Dann ging ich daran, meine Worte zu illustrieren. Ich verwendete viele Schriftstellen. Ich werde hier nur ein Beispiel nennen, das ich zitiert habe: Johannes 10:16, wo der Herr sagt: „Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und auch diese muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird eine Herde und ein Hirte werden."

Ich sagte zu den Geistlichen: „Weiß irgend jemand von Ihnen, warum dies in der Bibel steht? Weiß irgend jemand von Ihnen irgendeine Kirche auf der ganzen



Welt, die weiß, warum das in der Bibel steht?" Dann stellte ich einen Zusammenhang her mit dem, was ich ihnen über die Verheißung Josephs von einem neuen Land in den ewigen Bergen, in den ewigen Hügeln erzählt hatte (s. 1. Mose 49:26).

Bei der Schilderung dieses Landes verwendet Mose das Wort „köstlich" fünfmal (5. Mose 33:13–17). Ich fragte: „Weiß irgend jemand von Ihnen, wo dieses Land liegt?" Dann sagte ich ihnen, was ich bereits zuvor gesagt hatte, nämlich, daß von Amerika die Rede war. Ich redete von den beiden Büchern, die geführt werden sollten (Hesekiel 37:15–20). „Weiß jemand von Ihnen irgend etwas über die Aufzeichnungen Josephs? Weiß irgend jemand von Ihnen, weshalb sie in der Bibel erwähnt werden?" Dann sagte ich ihnen, daß der Erretter, als er die Nephiten in Amerika besuchte, ihnen verkündete, daß sie die andern Schafe waren, von denen er gesprochen hatte. Er sagte, daß der Herr ihm nie geboten hätte, seinen Jüngern zu sagen, wer die andern Schafe waren — nur daß er andere Schafe hatte, die nicht aus jener Herde waren (s. 3. Nephi 15:11–24).

Wir haben die ganze Wahrheit und müssen uns nur klar darüber werden. Darum sprechen die Propheten von einem „wunderbaren und seltsamen Werk". Ich glaube nicht, daß Ihnen irgend etwas, was Sie auf dieser Welt tun können, mehr Freude bringt, als wenn sie Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit führen. Wir erleben dies bei unserer Missionsarbeit fortwährend.

In Idaho wurde eine Frau bekehrt. Sie kommt mich oft besuchen. Fast nach jeder Konferenz ruft sie mich an. Sie ist Krankenschwester und gab mir einen Scheck über 500 Dollar für das Kinderspital, weil beim Tod ihres Mannes ein Mitglied unse-

rer Kirche zu ihr gekommen war, um ihr zu sagen, was sie von der Zukunft erwarten könnte, wenn sie nur die Wahrheit wüßte. Vor kurzem hat sie mir geschrieben, sie hätte in dieser Kirche mehr Liebe gefunden, als sie jemals in ihrem Leben erfahren hätte — die Liebe ihrer eigenen Mutter eingeschlossen.

Ich bekam einen Brief von einer Frau aus Alabama. Sie hatte ihren Mann verloren. Sie ist eine würdevolle, gute Frau. Die Missionare haben ihr die Wahrheit gebracht. Nun schreibt sie, daß sie ihr Leben lang nie eine solche Freude gekannt habe wie seit dem Zeitpunkt, wo die Missionare ihr das Evangelium gebracht haben. Sie leistete in der Kirche eine hervorragende

Was müßte ich für ein Mensch sein, daß ich diese Menschen für eine Million Dollar aus der Kirche verkaufte?

Arbeit. Solche Berichte erhalten wir fortwährend.

Sie kennen sicher die Geschichte, die Präsident Grant oftmals über den Bruder aus Skandinavien erzählt hat, der nach Amerika herüberkam. Man hatte ihn nicht allzuviel über die Kirche gelehrt, also besuchte ihn der Bischof, um ihm das Gesetz des Zehnten zu erklären. Schließlich willigte er ein, seinen Zehnten zu bezahlen. Dann wollte der Bischof von ihm das Fastopfer. Er stimmte auch dem zu. Dann sollte ein Gemeindehaus gebaut werden. Der Mann meinte, das müsse vom Zehnten bezahlt werden, doch als der Bischof mit ihm geredet hatte, bezahlte er auch seine Spende für das Gemeindehaus. Dann ging der Bischof zu ihm und wollte, daß sein Sohn auf Mission ginge. Darauf sagte er: „Das ist der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt." Worauf der Bischof erwiderte: „Bruder Soundso, wen lieben Sie auf dieser Welt am meisten, abgesehen von Ihrer eigenen Familie?" Er überlegte eine Minute lang und sagte dann: „Ich glaube, den Mormonenmissionar, der in das Land der Mitternachtssonne kam und mir das Evangelium Jesu Christi verkündet hat." Dann sagte der Bischof: „Bruder Soundso, hätten Sie gern, daß jemand Ihren Sohn genauso liebt, wie Sie diesen Missionar lieben?" Der Mann sagte: „Sie haben wieder gewonnen. Nehmen Sie den Jungen."

Man kommt einfach nicht darum herum.

Als ich vor Jahren auf meine erste Mission ging, sagte uns Präsident Anthon H. Lund, daß die Leute uns lieben würden. Er sagte: „Werdet nicht stolz in eurem Herzen und denkt nicht, sie liebten euch, weil ihr besser wärt als andere Leute. Sie lieben euch wegen der Sache, die ihr ihnen bringt." Ich wußte damals nicht, was er meinte, doch bevor ich das kleine Land Holland verließ, war es mir klar. Als ich dort wegfuhr, vergoß ich tausendmal mehr Tränen als beim Abschied von den Meinen bei der Abreise nach Holland.

Ich besuchte mit meinem Mitarbeiter eine Familie, wo wir die ersten Missionare gewesen waren. Eine kleine Frau, der die Tränen bis über die Schürze rannen, blickte mir in die Augen und sagte: „Bruder Richards, es war schwer für mich, als meine Tochter vor einigen Wochen nach Zion abreiste, aber noch schwerer fällt mir der Abschied von Ihnen."

Dann wußte ich, was Bruder Lund gemeint hatte: „Sie lieben euch wegen der Sache, die ihr ihnen bringt."

Ich verabschiedete mich von einem Mann, der die Uniform seines Landes trug. Er war groß von Gestalt und trug einen Bart. Er kniete sich nieder, nahm meine Hand in die seine und drückte und küßte sie. Ich glaube, da begriff ich, was Bruder Lund gemeint hatte, als er sagte, sie würden uns lieben.

Wenn wir nur weit genug zurückgreifen, ist ein jeder von uns einem Missionar zum Dank verpflichtet, daß er in der Kirche ist. Warum sollten wir nicht die Aufgabe auf uns nehmen, es weiterzugeben? Ich möchte Ihnen sagen: Wenn Sie von der Göttlichkeit dieses Werkes Zeugnis geben, dann bleibt dies nicht ohne Wirkung.

Erinnern Sie sich an Petrus, wie er nach dem Pfingsttag vor dem Volk gestanden hat, und die Leute das Evangelium in ihrer eigenen Sprache vernommen haben? Sie waren im Herzen bewegt, nicht nur wegen der Lehre, sondern wegen des Zeugnisses, das Petrus gab, daß Jesus Christus der Sohn des lebenden Gottes war.

Wenn die Missionare hinaus ins Missionsfeld gehen, sage ich ihnen, daß sie niemals ihre Stimme erheben werden, um zu bezeugen, daß Jesus der Erlöser der Welt ist, Joseph Smith sein Prophet war und das Buch Mormon wahr ist, ohne daß der Herr ihnen das Herz in der Brust entbrennen läßt; und wenn sie, begleitet vom Geist des Herrn, Zeugnis geben, so daß ihre Worte nicht leer klingen wie ein tönendes Erz, dann wird ihr Wort in das Herz der Ehrlichen dringen, und sie können alle Werkzeuge sein, um Menschen zur Kirche zu bringen.

Vor einiger Zeit war ich in New York. Ich sagte den dortigen Heiligen, mit denen ich mich versammelt hatte, daß der Präsident der Kirche sie alle gebeten habe, Missionare zu sein. Ich sagte: „Denken Sie mal einen Augenblick nach, ob Sie nicht



jemand kennen, der nicht der Kirche angehört — ein Arbeitskollege, ein Nachbar, ein Freund oder Verwandter — jemand, den Sie zur Erkenntnis der Wahrheit führen können. Der Betreffende wird Sie in alle Ewigkeit deswegen lieben. Es wäre ihm mehr wert, als gäben Sie ihm eine Million Dollar.“

Bald darauf erhielt ich einen Brief von einem jungen Mann aus Houston/Texas. Er war in New York bei einem Kongreß für Fachleute seines Berufs gewesen und hatte unsere Versammlung besucht. In dem Brief hieß es: „Bruder Richards, ich habe gehört, wie Sie einen jeden von uns aufgefordert haben, ein Werkzeug in der Hand des Herrn zu sein und jemand zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen. Ich schrieb daraufhin meiner Frau einen Brief und sagte ihr, ich würde ihr einen Vorschlag unterbreiten, wenn ich heimkäme.“ Zu Hause angekommen, hatte er ihr erzählt, was ich gesagt hatte. Er schrieb: „In meinem Büro arbeitet ein junger Mann. Er weiß, daß ich Mormone bin, aber ich habe ihm noch nie gesagt, warum. Ich würde ihn gern mit seiner Frau einmal zum Abendessen einladen. Und nach dem Es-

sen hätten wir bereits ein Gesprächsthema."

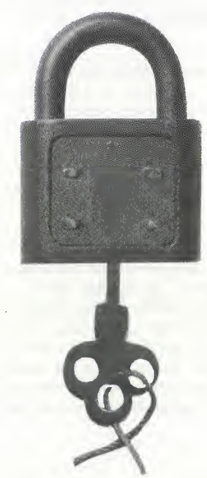
Um die Geschichte abzukürzen, sage ich Ihnen nur, daß er mir zwei Seiten lang schrieb, was für Freude es ihm gemacht hatte, diesen Mann und seine Frau zur Taufe zu führen. Ich habe die Leute inzwischen in Houston kennengelernt. Ich glaube, er ist zur Zeit Pfahl-Sonntagsschulleiter.

Im Nordwesten der USA habe ich einen jungen Missionar sagen hören, daß er seine Missionserfahrung nicht gegen eine Million Dollar eintauschen würde. Ich saß hinter ihm und fragte mich: „Würdest du deine erste Mission in Holland gegen eine Million Dollar eintauschen?" Ich fing an, die Leute zu zählen, die ich hatte in die Kirche bringen dürfen. Ich habe lange genug gelebt, um ihre Jungen und Mädchen, ihre Enkel und sogar ihre Urenkel auf Mission gehen zu sehen. Was müßte ich für ein Mensch sein, um diese Leute für eine Million Dollar aus der Kirche zu verkaufen? Allein der Sohn eines bestimmten Mannes hat genug für diese Kirche getan, um mich für alles zu entlohnen, was ich getan habe.

Bruder Matthew Cowley war einer der größten Missionare der Kirche. In einer Rede anläßlich eines Gottesdienstes an der Brigham-Young-Universität am 12. März 1946 sagte er folgendes. Ich möchte Ihnen diesen Ausspruch zitieren, weil darin so treffend zum Ausdruck kommt, was ich für das Missionsprogramm der Kirche empfinde. Er sagte:

„Wie Sie gehört haben, bin ich zweimal in Neuseeland auf Mission gewesen. Ich habe auch an zwei Universitäten studiert, und ich sage Ihnen gleich von Anfang an: Wenn ich mein Leben noch einmal beginnen und zwischen den beiden Missionen in Neuseeland und meiner Ausbildung an den beiden Universitäten wählen müßte, so würde ich mich in jeder Hinsicht für die Missionen entscheiden — vom Standpunkt der Ausbildung, vom Standpunkt der geistigen Entwicklung, der charakterlichen Entwicklung und eines jeden anderen Bereiches der persönlichen Entwicklung, der in Frage kommt. Ich würde das eine nicht gegen das andere eintauschen — um nichts in der Welt. Ich stehe daher gern vor Ihnen — nicht als Anwalt, nicht als Akademiker, sondern als Missionar" (Matthew Cowley, *Man of Faith,* S. 203).

Dieser Ansicht bin auch ich. Für mich ist das Missionsprogramm der Kirche das Größte auf der Welt. Es ist ein Programm, an dem wir uns alle beteiligen können, wer immer wir auch sind — nicht nur durch die Worte, die wir reden, sondern auch durch ein edles Leben. Wir können unser Licht leuchten lassen, damit die Welt unseren Vater im Himmel preist, wenn er unsere guten Werke sieht (s. Matthäus 5:16).



DER ZEHNTE – ER FUNKTIONIERT

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

Keith Moore

Vor einigen Jahren war ich der Überzeugung, ich könne es unterlassen, den Zehnten zu bezahlen, und trotzdem mein Auskommen finden. Ich fragte mich, ob ich nicht ohnehin so arm wäre, daß Gott in meinem Fall eine Ausnahme machte. Indem ich so dachte, wurde ich nur noch ärmer.

Ich glaubte an das Evangelium und wirkte in der Gemeinde mit, aber so lange ich den Zehnten nicht bezahlte, hatte ich das Gefühl, es stimme etwas nicht. Schließlich brachte ich dem Bischof persönlich fünf Dollar nach Hause, damit ich mir die Postgebühr ersparte. Es war nicht einmal ein Prozent, doch war damit ein Anfang gemacht. Im folgenden Monat gab ich zehn Dollar. Einige Monate lang bezahlte ich einen „fünfprozentigen Zehnten" — ein Widerspruch in sich selbst.

Dann analysierte ich meine finanzielle Lage. Während ich diese geringe Summe bezahlte, schaffte ich es schon, daß mein Bankkonto am Ende des Monats in den schwarzen Zahlen blieb, während ich zuvor jeden Monat das Konto überzogen und Zinsen bezahlt hatte.

Als ich meinen Zehnten auf zehn Prozent brachte und einige Monate auf dieser Höhe durchgehalten hatte, stellte ich fest, daß am Ende des Monats eine erstaunliche Summe auf meinem Konto war — obgleich ich bei meiner Arbeit keinen Pfennig mehr verdient hatte. Auch meine Ausgaben hatten sich nicht geändert. Sie waren eher noch gestiegen — zusammen mit

der Möglichkeit, daß ich mir hin und wieder einen kleinen Luxus leisten konnte. Trotz alledem blieb eine ansehnliche Summe auf dem Konto; das hatte ich in früheren Jahren nie erlebt.

Ich hatte Leute vom Rednerpult aus erzählen gehört, daß sie ihren Zehnten bezahlt hatten und am nächsten Tag ein Wirtschaftswunder geschehen war. Ich will mich darüber nicht lustig machen, doch geschah es dreimal, daß ich den Zehnten bezahlte und am folgenden Tag mit der Post eine erschreckende Rechnung erhielt — eine Schuld, die ich entweder vergessen oder von der ich nie gewußt hatte. Im ersten Augenblick war ich entmutigt und sogar versucht, die Schuld auf den Zehnten zu schieben. Ich habe sogar so viele Rechnungen erhalten, daß es mir leid tat, den Zehnten bezahlt zu haben, und daß ich ihn am liebsten zurückgehabt hätte. Doch stellte sich heraus, daß immer noch Geld übrig war, wenn ich die unerwarteten Rechnungen beglichen hatte. Immer noch hatte ich Geld, und es war sogar für einen gelegentlichen kleinen Luxus etwas übrig. Offensichtlich war das geistige Gesetz des Zehnten am Werk.

Ich habe einen Rat, den ich gern und freimütig einem jeden gebe, der sich mittellos vorkommt und unter finanziellen Ängsten leidet: Geben Sie Ihrem Bischof „ein wenig Zehnten"! Geben Sie einen Monat später etwas mehr. Bezahlen Sie einen vollen Zehnten! Ich bin überzeugt, daß Ihre Schwierigkeiten sich von selbst lösen. So geschieht es wirklich. Vielleicht verursacht Ihnen irgend etwas einen Rückschlag oder läßt Sie zweifeln, geben Sie aber nicht nach. Lassen Sie sich nicht entmutigen. In einigen Monaten sind Sie wahrscheinlich aus dem Schlimmsten heraußen. Bald werden Sie ordnungsgemäß den Zehnten bezahlen und Seelenfrieden genießen.









